3

# Das todte Haus.

Novelle

von

Hermann Goedsche.

Düsseldorf, 1845.

Stahl'sche Buch- und Kunsthandlung (K. Oenicke).

# Das todte Haus.

Novelle

von

H. Goedsche.

Der Monat April hatte mild und warm den Frühlingsschimmer über die Gegend gedeckt, die Bäume und Felder begannen zu grünen in ihren frischen und lebhaften Farben, der alte Rhein zog, längst von der Last des Eises befreit, stolz und rauschend in seinem mächtigen Bett von den ewigen Bergen und Felsen her an den stolzen Domen und reichen Städten, den starken Schlössern und freundlichen Dörfern vorüber, durch das schöne fruchtbare bergische Land, — er war schön und friedlich der Frühlingsabend, doppelt schön, weil er auf den grünen Ufern des herrlichen Rheinstroms lag!

Dennoch deutete rings umher gar Vieles auf den Unfrieden, den die Menschen selbst in die friedliche Natur gebracht hatten. Drüben über dem Rhein lugten die Thürme und Warten des stark befestigten Neuß; in den einzelnen Dörfern sah man häufig Schanzen aufgeworfen und andere

flüchtige Vertheidigungsanstalten; selbst die Trümmer einzelner verbrannter oder ausgeplünderter Häuser waren nicht selten, und auf dem Strom war das altgewohnte Leben und Treiben des regen Handels sehr verringert. Auf den Landstraßen oder in den Ortschaften vor den Schenken konnte man häufig Gruppen von Kriegsleuten schauen, die ihre Feldbinde zwar als zum kaiserlichen Heer gehörig bezeichnete, die aber aus aller Herren Länder zusammengerafft waren, und bei denen Zucht und Ordnung ein unbekanntes Ding schien. Es war im Jahre 1634, eine schwere und böse Zeit für das Jülich-Bergische Land! Seit sechszehn Jahren wüthete jener verderbliche Krieg, der Deutschland in zwei große Parteien schied, und so viele fremde Kriegsvölker in seine Gränzen gerufen hatte, die nun das Mark des Landes aussogen und mit Blut und Brand seine Fluren verheerten. Auch das Herzogthum Cleve-Berg hatte — obgleich es sich in dem großen Kampf ziemlich neutral hielt, — viel zu leiden gehabt, da es schon früher ein Zankapfel für die Intriguen der protestantischen und katholischen Partei gewesen war, die seinem Regentenhause harte und traurige Schicksalsfälle zugezogen, und die Wohlhabenheit des Landes beinahe vernichtet hatten. Nach den unglücklichen Irrungen und Zwistigkeiten, die mit dem geheimnißvollen Tode *) einer jungen, einst für das Muster der Frauen geltenden Fürstin geschlossen, war freilich eine scheinbare Ruhe eingetreten, doch diese nur kurz bis zum Jahr 1609, in welchem am 25. März der blödsinnige Gemahl Jacobens, Herzog Johann Wilhelm, starb, mit dem der Mannsstamm der alten Cleve-Bergischen Regenten-

*) Am 3. September 1595.

familie erlosch. Mit seinem Ende erhoben die Intriguen aufs Neue ihr Haupt und begannen die Erbfolgestreitigkeiten zwischen den verschiedenen Erben und Prätendenten des Herzogthums, unter denen das Haus Brandenburg, Pfalz Neuburg, Pfalz Zweibrücken, Oestreich, Burgund und Sachsen die vorzüglichsten waren. Die beiden ersten Bewerber behaupteten den Schauplatz, indem sich nach kurzer Einigkeit der Churfürst von Brandenburg, Johann Sigismund, an die Niederländer und Oranien, Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg an die Partei der Spanier und des Kaisers anschloß, was von beiden Seiten wieder fremde Kriegsvölker ins Land zog, unter denen sich namentlich die des spanischen Generals Spinola durch ihre Verwüstungen auszeichneten. Daß bei solchen Verhältnissen im Lande selbst und namentlich in dessen Hauptstadt Düsseldorf sich Parteien bildeten und einander anfeindeten, ist natürlich, und wurde noch mehr durch die Religionsverschiedenheit befördert, indem seit dem Jahre 1527 namentlich durch den gothaischen Hofprediger Mykonius die Reformation auch hier Wurzel geschlagen hatte und in der Stadt seit 1568 bereits eine reformirte Gemeinde bestand, der durch die Vereinigung der beiden genannten Prätendenten des Herzogthums eine Kirche eingerichtet wurde. Herzog Wolfgang Wilhelm, welcher das Herzogthum durch die Uebereinkunft zu Dortmund am 31. Mai 1609 und Entfernung der Brandenburger im Jahre 1614 gewonnen, war in demselben Jahr zum katholischen Glauben übergetreten, wodurch er sich noch mehr der Partei des Kaisers befreundete, und hatte die reformirte Kirche im Jahr 1624 wieder schließen lassen, so die Erbitterung einer großen Partei gegen sich anregend. Jedoch muß man sagen, daß diese Opposition mehr

politischer Natur durch Parteinahme für das Haus Brandenburg, als wirklich ein Glaubensstreit war, da namentlich die Bürgerschaft der großen Städte des Rheins durch freisinnige und tolerante Haltung in Glaubenssachen sich von jeher auszeichnete, und in jenem großen Streit fern von allem Fanatismus sich hielt. — Bei diesen Verhältnissen, führte der dreißigjährige Krieg von seinem Beginn an die traurigsten Nachtheile für das schöne Land herbei, die selbst durch den Theilungsvertrag der Fürsten am 11. Mai 1624 in Xanten, wonach Pfalzneuburg die Herzogthümer Jülich, Berg, und die Herrschaft Ravenstein; Brandenburg aber Cleve, Mark und Ravensberg erhielt*) nicht mehr beseitigt werden konnten. Die Länder erlitten fortwährend Einfälle der niederländischen (protestantischen) Partei, oder Verheerungen selbst der liguistischen Soldateska, so daß endlich (1628) die zu Düsseldorf versammelten Landstände eine Deputation an den Kaiser um Abhülfe dieser Bedrückungen von Freund und Feind schickten. Der Hof zu Wien, dem die Bitte nur eine willkommene war, sandte alsbald den bekannten General Tilly mit einer Heeresabtheilung nach dem Rhein, um die streitigen Länder im Namen des Kaisers in Besitz zu nehmen. Tilly bezog ein Lager in der Nähe von Zons, jenseits des Rheines, dessen Spuren sich noch in der dortigen Gegend finden, und obgleich er selbst bald wieder abzog und im Jahre 1630 ein großer Theil der Kriegsvölker durch die Ereignisse nach andern Gegenden Deutschlands geführt wurde, so blieben unter verschiedenen kaiserlichen und spanischen Generalen,

*) Die wirkliche Ausführung des Vertrages und Beendigung des Erbfolgestreites kam erst unter Herzog Philipp Wilhelm im Jahr 1666 zu Stande.

Spinolas Nachfolgern, doch noch fortwährend zahlreiche Haufen zurück, die das Lager besetzt hielten und in der ganzen Gegend umher mit ungezügelter Willkühr fouragirten, Requisitionen ausschrieben und plünderten bis vor die Thore der Stadt, ärger, als die feindlichen Truppen nur hausen konnten. Kein Frevel war, den sich die rohe Soldateska, namentlich die spanischen Völker nicht erlaubten, und vergebens alle Beschwerden des Pfalzgrafen und der Bürgerschaft.

Dies waren die Zeitverhältnisse, in denen unsere Geschichte beginnt. —

Die Sonne barg sich bereits unter dem Horizont und ihre letzten Strahlen flammten auf den rauschenden Fluthen des Stromes und rötheten die Dächer und Thürme der Stadt, als dieser auf der alten Heerstraße, die von Cöln her am jenseitigen Ufer über die Fähre bei Hamm führte, mehrere Reiter nahten. Zwei von ihnen waren die Diener der Voranreitenden, wie ihre mit mancherlei Gepäck beladenen starken Rosse bewiesen, doch waren sie vollständig und gut bewaffnet, eine Nothwendigkeit, welche die schweren Kriegszeiten und die Unsicherheit auf den Landstraßen fast durch ganz Deutschland herbeigeführt hatten. Der Herren einer war ein Mann bereits im spätern Lebensalter stehend mit klugen ernsten Zügen und tief in einen weiten Reitermantel gehüllt, während sein Gefährte im Alter der höhern zwanziger Jahre stand, ein vollkommenes Bild männlicher Blüthe und Kraft. Seine Kleidung zeigte den kaiserlichen Kriegsmann, und verschiedene Abzeichen an ihr, wie die schwere goldene Ritterkette über der Brust, seinen höhern Rang. Reiche dunkle Locken, unter dem breitgeränderten mit Federn gezierten Hut hervorfallend, umgaben ein Gesicht, aus dem

ein braunes Augenpaar sinnig, kühn und kräftig in's Leben hinausblitzte, und das im Ganzen einen stolzen männlichen Ausdruck zeigte. Es konnte für schön gelten, wenigstens war es eine jener Physiognomien, welche die Frauen interessant nennen und denen sie stets den Vorzug geben vor der regelmäßigen aber in ihrer Regelmäßigkeit oft eintönigen und weichlichen Schönheit. Mit kräftiger Hand zügelte der junge Krieger das feurige Roß, das ihn trug, und hielt sich seinem Gefährten zur Seite, im traulichen Gespräch mit ihm. Doch je näher die Straße sie nach der Stadt führte, desto einsylbiger wurde seine Rede, ein ernstes trübes Denken schien sich seiner Seele zu bemächtigen, und darin versinkend, ließ er achtlos seinem Thier die Zügel und starrte sinnend hinaus in die Ferne, wo sich in grauen Umrissen durch die immer dunkler sinkenden Abendnebel die Zinnen und Thürme von Düsseldorf zeigten.

An der ältern Kapelle vorüber, die sich damals auf dem Wege zwischen Hamm und Bilk erhob, waren die Reisenden durch das letztgenannte uralte Dorf gekommen und nahten sich der Stadt. Diese hatte ums Jahr 1634 bei Weitem noch nicht die Ausdehnung, die sie heute zeigt, und im Gegensatz ein ziemlich kriegerisches Ansehn. Wo jetzt die Neustadt die Verbindung mit Bilk herstellt, standen dazumal nur wenige einzelne Höfe. Eine der Stadt zugehörige Mühle erhob sich am Rheinufer, sonst aber war der Theil, den heutzutage vom Bergerthor aus die schönen und freundlichen Straßen der Karlstadt und der Schwanenmarkt bilden, flacher Sand oder eitel sumpfiger Grund durch die häufigen Ueberschwemmungen des Rheins. Am Strom selbst entlang (wo jetzt die Dammstraße, die Citadellstraße und der Marplatz

sich befinden,) zog sich der fürstliche Hofgarten, von einer langen Mauer und nach der Südseite zu von einzelnem Citadellwerk umgeben, das so die Fortsetzung der bereits ums Jahr 1340 von Graf Adolph **VI.** von Berg begonnenen und von Herzog Johann Wilhelm und Wolfgang Wilhelm vermehrten leichten Befestigungswerke der Stadt bildete. Der Eingang zu derselben nach dieser Seite, das Bergerthor (Bergerporz) befand sich am Anfang der Bergerstraße, *) von wo die Stadt damals erst begann, und war eine nicht unbedeutende Vertheidigungsanstalt nach dieser Richtung. Vom Bergerthor her zog sich die alte Stadtmauer entlang die nordöstliche Seite des Karlsplatzes, die heutige breite Straße und Alleestraße, wo sich am Ausgang der Flingerstraße das Flingerthor öffnete, nach der Ratinger Pforte und endete hier am Rhein, so den Bering der Stadt bildend, streckenweise mit Wällen und Brustwehren verstärkt oder von tiefen Gräben geschützt. Der fürstliche Garten am Rhein war in der Gegend des heutigen Hauptzollamtes **) durch eine Zugbrücke mit den Schloßgebäuden verbunden. Das Schloß selbst — ohne den spätern Anbau der Akademiegebäude, — ziemlich in derselben Gestalt, wie sich deren alte Leute noch aus der Zeit vor dem Bombardement durch die Franzosen her erinnern, blickte mit seinen zwei Thürmen, dem Lambertusthurm, dem Raths- und Pulverthurm über die meist niedrigen Dächer der Häuser.

„Ihr seid in Gedanken, Obrist,“ sagte endlich der ältere

*) Das Bergerthor wurde erst im Jahr 1677 unter Johann Wilhelm an seine heutige Stelle verlegt, desgleichen das Flingerthor nach der Kommunikationsstraße.

**) Am alten Freihafen.

der Reiter, seinen jungen Gefährten darin störend. „Schaut hin, dort steht die Pforte noch offen, und wir sind endlich am Ziel unsers langen Rittes, der der Mühseligkeiten nicht wenige hatte. Wahrhaftig, es that noth, daß ich einen Kriegsmann wie Euch zur Seite hatte, da wohl leichtlich die kaiserliche Botschaft sonst unbestellt geblieben wäre."

Der Angeredete fuhr aus seinen Träumen, streckte die Hand nach den dunkeln Massen des Thores und sagte ernst: „Ich weiß nicht, wie es kommt, Herr von Seckendorf, aber je mehr ich mich diesen Mauern nähere, ein desto drückenderes Gefühl will mich beschleichen und krampft mir das Herz zusammen. Einen bösen Einfluß übt diese Stadt auf das Schicksal unseres Hauses, dem sie schon eine schwere Wunde geschlagen. Manch bittere Erinnerung erwartet mich hier; das fuhr mir so durch den Sinn und stimmte mich zum Nachdenken. Ich habe ihn nicht gern übernommen, diesen Auftrag kaiserlicher Majestät, doch, mein ich, ist nach der blutigen That zu Eger im Osten des Reichs wenig Ehre vor der Hand zu holen, und ich ging jenen Umtrieben gern aus dem Wege!"

„Ihr seid ein Anhänger des Friedländers, und mißbilligt den Urtheilsspruch kaiserlicher Majestät?" frug der ältere Reiter scharf.

„Keineswegs Herr Reichshofrath" entgegnete mit einem halben Spott der Offizier. „Ihr wißt sehr wohl, daß mein Herz und mein Arm gut kaiserlich sind und das schon gar oft erprobt haben. Aber ich hasse, grade herausgesagt, den Meuchelmord, und kann mich mit solcher That nicht befreunden. Doch laßt uns nicht streiten über das Geschehene. Seht, da sind wir am Thor, und das Fallgatter ist bereits herabgelassen. Holla Kurt, rufe den Wächtern, und fordre Einlaß für uns."

Der Diener des Officiers, ein bejahrter Mann, ritt vor gegen das Thor und verlangte die Oeffnung. Sofort erschienen einige Soldaten und frugen nach Stand und Namen der Einlaß Begehrenden, die ihnen der Knappe als den kaiserlichen Reichshofrath von Seckendorf und den Obristen Graf Philipp von Geroldstein nannte, die mit kaiserlicher Botschaft zu Sr. Fürstlichen Gnaden dem Herzog einritten, und nach kurzer Zögerung wurde das schwere Gitterwerk zur Seite geschoben. Der Reichshofrath ritt in das Thor, indem aber der junge Graf ihm folgen wollte, scheute sein Roß und stürzte, als der Reiter es mächtig spornte, in die Kruppe. Graf Philipp riß es jedoch heftig empor. „Ein böses Omen bei unserm Eintritt, mein Alter" sagte er lächelnd zu seinem Diener. „Wollte Gott, gnädiger Herr, Ihr glaubtet daran und kehrtet um" bemerkte der Greis sich kreuzend, der Ritter aber, dem Rosse die vollen Sporen gebend erwiederte: „alter Träumer, sahst Du je einen Geroldstein auf seinem Wege schon umkehren?" und mit einem mächtigen Sprung setzte er in den Thorweg und war bald wieder an der Seite seines Gefährten.

Das Dunkel des Abends war unterdeß gänzlich hereingebrochen, und aus den Häusern zur Seite strahlte Lichtschimmer, als die Reisenden durch die Bergerstraße ritten. Irgend ein Ereigniß schien die Bevölkerung aufzuregen, Kinder und Frauen standen ängstlich an den Hausthüren, Männer eilten mit raschem Schritt an den Reitern vorüber dem Marktplatz zu, von dem, je näher sie ihm kamen, ein großer Lärmen entgegen klang. Schon am Eingang der Marktstraße befanden sie sich in einem Gedränge, daß ihre Pferde nur Schritt für Schritt vorwärts konnten, und an der Ecke

des Marktes überschauten sie ein bewegtes wirres Bild. — Der Marktplatz bot damals eine weit andere Ansicht denn heutzutage. Zwar stand das große Rathhaus schon, *) doch war sein Aeußeres bedeutend verändert und durch eine hohe überdachte Vortreppe am Eingang und hölzerne Hallen zu beiden Seiten verunstaltet. Ihm zur Rechten erhob sich die alte Fleischhalle, woran beim Erbfolgestreit am 5. und 6. April 1609 die Commissarien ihre Besitznahmepatente anschlugen. Nur einzelne Häuser sind es, die jetzt noch stehen aus jener Zeit, unter diesen das Gasthaus zu den drei Reichskronen, das schon damals eine vielbesuchte Herberge war. Daneben öffnete sich ein Sackgäßchen zwischen den Häuserreihen. Ziemlich niedrige und schlecht gebaute Häuser schlossen den übrigen Theil des Markts ein und gaben ihm bei Weitem nicht das stattliche Ansehn, das er heutzutage hat.

Einzelne Kiehn- und Pechfackeln erhellten diesen Schauplatz und vor dem Rathhaus brannte eine große Theerkufe und warf ihren Flammenschein über die Köpfe der drängenden Volksmenge, mit der der Markt fast ganz gefüllt war. Nur vor dem Rathhaus war ein offener Platz, denn dort hielten an zwanzig spanische Reiter, und ihre blanken Waffen und wilden bärtigen Gesichter scheuchten das Volk zurück, das aus der Ferne nach ihnen drohte und schimpfte. Ihr Führer aber vom Pferd gestiegen stand an der Treppe des Rathhauses in heftigem Wortwechsel mit einigen stattlich gekleideten Bürgern, die ihre silbernen Halsketten als Mitglieder des Rathes der Stadt bezeichneten.

*) Im Jahre 1567 erbaut.

„Dreitausend Teufel fahren Euch in die Hälse, vermaledeites Bürgerpack" schnob der Soldat, ein bereits bejahrter Mann, aber mit wilden grimmigen Zügen; „meint Ihr, daß wir Eurer Schäbigkeit wegen verhungern wollen? Für die Soldaten ist das Land, und ich frage Euch im Namen des Generals zum Letztenmal, wollt Ihr zahlen und die Lieferung leisten, oder nicht?" —

„Ihr habt unsre Antwort bereits vernommen Herr Hauptmann," entgegnete ihm unerschrocken der jüngste der anwesenden Rathsschöffen, „Se. Fürstliche Gnaden der Herzog sind mit der Erklärung des Rathes einverstanden und die Bürgerschaft ist der unerhörten Plackereien und Contributionen einer Soldateska müde, die sich unsre Beschützer und Verbündete nennt, die aber weit ärger im Lande haust, als die grimmigsten Feinde thun könnten. Dort hängt der Beschluß des Raths zur öffentlichen Kundmachung, daß kein Bürger mehr unter irgend einem Vorwand Geld von sich erpressen lasse, noch irgend eine Lieferung mache ohne Bezahlung. Und damit habt Ihr unsre letzte Antwort."

Der spanische Hauptmann knirschte mit den Zähnen und rollte wild die Augen. „Bürgerlein, Bürgerlein," schrie er „ich kenne Dich wohl. Du bist aus einer Verrätherfamilie und selbst ein Verräther, denn Du stehst im schwedischen und brandenburgischen Sold. Zum Teufel mit Eurem Wisch, den Ihr da an die Pforte angeschlagen. Seht her wie ich damit umgehe, und heiliges Kreuz! habt Ihr bis morgen um diese Stunde nicht dem Befehl des Generals gewillfahrtet, zünden wir Euch das Nest über den Köpfen an." Damit schritt er näher zur Pforte und streckte seine Faust aus, um den Anschlag des Altrathes frech herabzureißen, aber ehe

er es thun konnte, war der Schöffe, den er so eben geschmäht, dazwischen gesprungen und seine Hand stieß den Krieger kühn zurück, daß er weit hin taumelte.

„Rührt es nicht an Mensch" schrie der junge Mann, oder ich will Euch zeigen, daß Düsseldorfs Bürger als Männer ihr Recht zu wahren wissen! Was Ihr auf mich scheltet, das lügt Ihr in den Bart, und Ihr solltet mir Rede dafür stehen, wenn Ihr nicht als ein trunkener Schuft längst bekannt wärt in der Stadt."

In kühner kräftiger Haltung stand der junge Bürger vor dem Ergrimmten, und die andern und ältern Mitglieder des Raths drängten sich ängstlich hinter ihm, während das Volk ihm aus der Ferne Beifall rief; der spanische Hauptmann aber, als er sich aufgerafft, riß wild sein Schwert aus der Scheide und stürzte auf den Unerschrockenen zu. „Nimm das junger Hund und fahre zur Hölle!" Seine Waffe war gehoben zum gewaltigen Hiebe noch ehe der Gegner zum Schutz seine Wehr ziehen konnte, — ein Schrei der Menge erscholl — aber in demselben Augenblick wurde dem Wüthenden die Waffe aus der Hand geschlagen und einige kräftige Stöße mit dem Schwertknauf in den Nacken warfen ihn zur Seite. Zwischen den Streitenden hielt Graf Geroldstein und ohnfern von ihm der Reichshofrath, ein großes Pergament mit schweren Wachssiegeln in die Höhe streckend.

„Frieden, im Namen kaiserlicher Majestät!" rief dieser mit lauter Stimme. „Hier ist das Manifest, das den Bürgern Schutz und Schirm ihres Eigenthums sichert und allen kaiserlichen Kriegsvölkern bei schwerer Strafe befiehlt, sich ruhig zu halten in Freundesland und unter keinem Vorwand Excesse zu begehen!"

„Albert Monheim!" sagte unterdeß der Offizier, sich vom Roß zu dem Beschützten niederbeugend und ihm herzlich die Hand reichend: „Schau, hätte ich Dich doch kaum schon zurückgekehrt geglaubt in Deine Vaterstadt! Wahrhaftig ich sehe, Du hast die alte Unerschrockenheit des Studenten bewahrt, und herzlich freut es mich, einem Freund in dieser Stadt den kleinen Dienst geleistet zu haben."

„Sage einen großen, Philipp" erwiederte herzlich der junge Schöffe, die dargebotene Hand schüttelnd; „Bei Gott, der Schurke überfiel mich, eh ich's dachte, und du hast mir das Leben gerettet. Doch sieh dahin, er scheint sich noch nicht zur Ruhe begeben zu wollen." —

Der Oberst wandte sich von dem Freunde zur andern Seite und erblickte seinen Begleiter im lebhaften Wortwechsel mit dem liguistischen Hauptmann, der auf den Beistand seiner ihn umgebenden Reiter pochend, nicht weichen wollte, und das kaiserliche Mandat als ungültig oder falsch verhöhnte.

„Seht Euch vor, was Ihr thut Freund!" sagte der Reichshofrath „ich habe Fug und Gewalt, Marodeurs wie Euch aufknüpfen zu lassen ohne Kriegsurtel, und Ihr thätet daher besser, die Stadt zu räumen. Was Euren General betrifft, so steht kaiserliche Majestät doch wohl über ihm, und ich werde ein ernstes Wort mit ihm sprechen im Namen seines Monarchen für die Excesse, die er seinen Untergebenen gegen unsere Verbündeten erlaubt hat."

„Macht Euch nicht unnütze Worte Herr Reichshofrath" unterbrach ihn sein Begleiter. „Mit Leuten dieses Schlages verfährt man kurz. Uebrigens kenn ich den grauen Burschen, der selbst für Holk's Schandbande zu schlecht war und ausgestoßen wurde. Und bei meinem Ahn, ich meine, der Bube

kennt mich auch von dem Denkzeichen her über sein Gesicht!" Der spanische Hauptmann wendete sich gegen den Offizier und die Röthe der Wuth färbte aufs Neue sein Antlitz, das durch eine über Stirn und Auge laufende Narbe noch abschreckender wurde. „Die Pest über dich, bartloser Fant, daß du mir überall in den Weg trittst" schrie er. „Habe was du willst, und den Lohn für die magdeburger Schmarre!" Bei diesen Worten fiel er mit dem Degen aus nach der unbeschützten Brust des Grafen. Doch die Gewandtheit desselben rettete ihn, denn indem er sein Roß zur Seite warf, streifte das blanke Eisen nur seinen schweren Reiterstiefel und traf einen Bürgersmann, — einen armen Wollenweber, der neugierig sich dicht hinzugedrängt, — und warf diesen blutend zu Boden. Ein allgemeiner Schrei der Menge ertönte beim Anblick der That. „Mord! Mord! — Bruch des Stadtfriedens!" scholl es entsetzt aus hundert Kehlen, und über den Lärm hinweg tönte die kräftige Stimme des Grafen: „Nehmt den Mörder fest! — haltet ihn auf wackre Bürger!" während er selbst vom Roß sprang. Vergeblich tummelten die spanischen Reiter ihre Pferde in die Volksmenge und brauchten selbst ihre Waffen. Wie ein entfesselter Löwe brach die Menge die Schranken der Furcht, die sie so lange jedem Uebermuth der Soldaten Preis gegeben; in wenig Momenten waren die Reiter von den Pferden gerissen, zu Boden geworfen und Püffe und Schläge von kräftigen Bürgerfäusten hagelten auf sie herab und vergalten die langen Quälereien. Nur der Thäter selbst schien ein besseres Schicksal zu haben. Von herkulischer Kraft trotz seines Alters, hatte er mit einem Ruck den jungen Schöffen abgeschüttelt, der sich auf ihn warf, und brach sich, sein einzig Heil in

der Flucht erkennend, mit wüthenden Schlägen Bahn durch die zurückweichende Menge und stürzte athemlos um die Marktecke, über den Burgplatz dem Schlosse zu. Doch hier waren die Brücken bereits aufgezogen, und die herzoglichen Trabanten hatten den strengsten Befehl, nach Sonnenuntergang ohne ausdrückliche Erlaubniß Niemand mehr einzulassen. So eilte der Gehetzte fort, vom Schrecken übermannt am Graben entlang, der das Schloß nach dem Burgplatz zu umgab, durch die Krämerstraße, vielleicht von dem Gedanken getrieben, das Asyl einer Kirche oder eines Klosters oder den Schutz der Thorwachen zu gewinnen, und hinter ihm drein mit Stangen und Wehren bewaffnet die Menge, tobend und schreiend, voran der Schöffe Monheim und sein Freund. Die Söldner am Schloßthor traten in die Waffen bei dem gewaltigen unerklärlichen Lärmen, während die Flammen weniger hochgeschwungener Fackeln aus der Menge nur in düstern Umrissen die Gestalt und den Weg des Flüchtenden erkennen ließen.

Um die alte Lambertuskirche *) dehnte sich damals der Begräbnißplatz, mit Bäumen und Denksteinen besetzt, in weitern Gränzen, als heutzutage die nahen Häuserreihen ihm geben, da der Eingang der Ratingerstraße weiter zurück lag und an der Stelle des Carmelitessen-Klosters und seiner Nebengebäude sich nur ein dicker Thurm, der Pulverthurm, mit seinem Vorbau erhob, dahinter aber am Ufer des Rheines entlang, sich frei die alte Stadtmauer hinzog. Durch ein Gäßchen, das vom Burgplatz nach dem Kirchhof führte, hatte bereits

*) Im eilften Jahrhundert gegründet und 1392 erweitert und ausgebaut.

ein Haufen der Verfolger denselben erreicht, und so eilte, von dieser Seite abgeschnitten der Verfolgte an der Kirche und dem Pulverthurm vorüber nach der Mauer hin. Hier am Eingang der Ritterstraße und am Ende des freien Platzes, an der Stelle der heutigen Fleischhalle, erhob sich dicht an der Stadtmauer, die seine Grundmauer bildete, ein dunkles zweistöckiges Haus, von alterthümlichem düsterm Ansehn. Die Fensterläden waren auf den Seiten nach der Straße zu verschlossen, das Ganze hatte ein finstres trauriges Aeußere, und schien unbewohnt zu sein. Bis zu diesem Hause war der spanische Hauptmann gelangt, als ihm die weitere Flucht auf allen Seiten von der herbeiströmenden Volksmenge versperrt war. Doch schien er hier bekannt zu sein und Rettung zu hoffen, denn eilig stürzte er die zur Pforte führenden Stufen hinauf, und seine Faustschläge donnerten gegen die verschlossene, während er wild nach seinen Verfolgern umblickte und drohend seine Waffe gegen sie schwang.

Aber ehe noch irgend ein Zeichen im Hause von dem Dasein der Bewohner zeugte, oder die Pforte sich schützend öffnete, drängten die hellen Haufen des lärmenden Volkes von allen Seiten herbei. Verwünschungen schallten aus hundert Kehlen, Stangen und Flamberge hoben sich, Fäuste mit Steinen bewaffnet — aber wie die Meute der Hunde den verwundeten Tiger umsteht, klaffend und heulend, doch in weitem Kreis, so auch die Menge, obschon es nicht Furcht schien vor der drohenden Waffe des Flüchtigen, was sie zurückscheuchte. Ein anderes unheimlicheres Gefühl schien die Vordersten zurückzudrängen und scheu umstanden sie im Halbkreis ihr Opfer, während durch die Menge von Mund zu Mund das Flüstern ging: Das ist das Haus des Meister Leonard, des

alten Wahnwitzigen, von dem man so seltsame Geschichten erzählt! — Der Mörder ist vertraut mit ihm, und aus dem Hause soll eine heimliche Pforte zum Strome führen!! — Haltet ihn auf, edler Ritter, laßt ihn nicht in das Haus, sonst ist er entwischt! — Der letztere Zuruf galt dem Obristen, der sich Bahn gemacht in den Kreis; nicht ohne Zaudern war ihm sein Freund gefolgt. „Ergebt Euch, Hauptmann Katterbach, Ihr seid unser Gefangener!"

„Noch nicht, so lange ich eine Waffe habe!" und seine Klinge kreuzte sich mit der des Grafen, während seine Linke noch immer die verschlossene Pforte zu öffnen suchte. Zugleich erscholl der laute Ruf: „Die Schaarwacht! Platz für die Wacht!" und einen Gerichtsschöffen an der Spitze schritt eilig die Bürgerwache herbei durch den Gang, den ihr das Volk öffnete.

„Um Gott, Kollega" sagte der Schöffe, ein alter Mann mit grauen Haaren, „was ist dies wieder ein böser Tag für die arme geplagte Stadt! Wir werden uns das Kriegsvolk noch ärger auf den Hals ziehen, denn zuvor, und Se. fürstliche Gnaden werden uns vollends die Schuld beimessen."

„Seid nicht ängstlich, Herr Dreyer" *) entgegnete ihm der junge Monheim „es sind kaiserliche Commissarien angekommen mit einem Schutzbrief, und sind wir denn Memmen, um Mord und Todtschlag ungestraft in unsern Mauern vollführen zu lassen? — Uebt also unbesorgt Euer Amt und nehmt den Verbrecher fest. Seht, mein Freund hat ihn eben entwaffnet!"

Dies war geschehn und der muthige Offizier hatte den grim-

*) Doktor Dreyer war einer der der Herzogin Jacobe am meisten ergebenen Räthe, und wurde anfangs bei ihrem Prozeß, doch nur für kurze Zeit, gefänglich mit eingezogen.

mig sich Wehrenden am Kragen gefaßt, während die Soldaten der Wache ihm kräftig beistanden und den Tobenden festhielten, um ihn zu binden. Zugleich legte der alte Schöffe seinen weißen Amtsstab auf ihn: „Im Namen des Rathes dieser Stadt verhafte ich Euch wegen Todtschlag!"

Ein leiser Schrei unterbrach seinen Spruch. Als sie aufblickten, war die Pforte des Hauses geöffnet und auf der obersten Stufe stand eine hohe Frauengestalt, tief in schwarze Gewänder und dichte Schleier gehüllt, während hinter ihr eine bejahrte Dienerin die Lampe trug.

„Was geht hier vor, was bedeutet der Lärmen?" sagte die schwarze Dame mit jugendlich lieblicher Stimme, aber einem fremdländischen Accent. „Sprecht, Signoris, ist ein Unglück geschehen, und warum pocht man so ungestüm an unser Haus? — Was habt Ihr mit dem Manne da vor, thut ihm nichts zu Leide, ich kenne ihn!"

„Es ist ein Mord vorgefallen, Dame," sagte der alte Schöffe rauh, „und dieser hier ist der Thäter, der sich zu Eurer Wohnung geflüchtet. Stört die Gerechtigkeit nicht, und wahrt lieber Euer Haus, in dem der Bösewicht Freunde zu haben scheint!"

Er gab ein Zeichen, den Gefangenen fortzuführen, doch die Fremde eilte schnell die Stufen herab, und faßte die Hand des Greises. „Ich flehe Euch, gebt ihn frei. Er ist der Einzige, den mein armer Großvater kennt aus seiner jungen Zeit, und gewiß hat er die That nicht mit Willen vollbracht. Ach, es ist so entsetzlich, Blut zu vergießen, daß schon der Gedanke allein seine ärgste Strafe sein muß. Laßt ihn fliehen, Signor, laßt ihn fliehen, und ich gelobe der heiligen Madonna ein schweres Weihgeschenk!" Bei diesen Worten hatte sie den undurch-

sichtigen schwarzen Schleier zurückgeschlagen und stand in flehender Stellung vor dem alten Gerichtsherrn.

Doch einen entsetzlichen Eindruck schien diese Bewegung auf den Greis und noch manche der Umstehenden zu machen. Als hätte er einen Geist gesehn, so taumelte er schnell zurück, mit weit vorgestreckten Händen stammelnd: „Beim heiligen Apollinarius dem Schutzpatron unserer Stadt! geben die Gräber in der Kreuzherrenkirche ihre Todten zurück? — das ist meine Herzogin, oder ihr Geist!“ und alle Leute umher wiederholten es sich bekreuzend, und wie ein Lauffeuer ging es durch die Menge: „Das ist der Geist, das ist der Geist der Herzogin Jakobe!“ und die Furchtsamsten wandten sich zur eiligen Flucht, und die Andern drängten weit weit zurück nach dem Kirchhof und schauten mit banger Scheu auf die Erscheinung.

Auch der Obrist starrte mit unverwandten Blicken auf die Fremde; doch nicht in Furcht, wie das Volk umher, vielmehr schien seine Augen eine lebhafte Bewunderung zu fesseln und eine tiefe Erregung sich seines Innern zu bemeistern. Und wohl verdiente dieses Antlitz solche Bewunderung, das von dem Schleier umwallt wie Blüthenschnee aus dunkler Nacht noch immer halb flehend halb verwundert über das sonderbare Benehmen auf den Schöffen blickte. Hellbraune Locken umgaben Gesicht und Hals, deren Farbe wie zarter Rosenhauch war; Braune große Augen gaben seinen edlen bedeutungsvollen Mienen einen ganz eigenthümlichen Charakter von Geist und Gefühl, von festem Sinne und Sanftmuth, und doch lag wieder um Stirn und Mund jener unbeschreibliche aber ausdrucksvolle Zug, den das schwere Seelenleiden im Leben erzeugt, der oft auch schon angeboren, ein schwärmerisches Interesse

erweckt; der Mund selbst war voll und schön; der ganze untere fest und kräftig gebildete Theil des lieblichen Gesichts deutete auf einen entschlossenen und willenskräftigen Geist. Es war eines jener Gesichter, gehoben durch eine hohe stolze Gestalt des Leibes, das man nur einmal zu sehen braucht, um es nie zu vergessen, um für immer das lebhafteste Interesse, wenn nicht andere Gefühle, ihm zu weihen.

„Werther Herr" sagte die Fremde endlich, und eine dunkle Glut der Verlegenheit überzog ihren Hals und ihr Gesicht — „ich weiß mir Euer Wesen nicht zu deuten. Sprecht, wollt Ihr meine Bitte erfüllen?"

Der alte Schöffe schritt langsam auf sie zu, noch immer die Augen starr auf sie gerichtet. „Bin ich im Schlaf, oder sind vierzig Jahre nur ein Traum für mich gewesen" murmelte er zweifelhaft. „Es sind ihre Züge, — selbst der Ton ihrer Stimme — und doch doch, es ist nicht möglich, es ist ein Zufall, der meine alten Augen getäuscht hat. — Vergebt Dame, — aber Euer Anblick weckt in meinem alten Herzen, — und wie ich sehe auch in manchem andern umher ein Angedenken, das besser schlafen bliebe in tiefer Vergessenheit!" — Er faßte ihre Hände und blickte ihr in das große dunkle Auge, — voll Schmerzen bitterer Erinnerung; das Dazwischentreten seines jungen Kollegen befreite die Fremde aus ihrer Verlegenheit. „Beruhigt Euch Herr Dreyer" sagte Monheim flüsternd zu diesem — „es ist ein seltsam Spiel der Natur, das mir nicht unbekannt war, das aber besser in dieser Stadt verheimlicht bleibt; die Fremde ist die Enkelin des alten Leonhard."

„Verzeiht das Benehmen meines Freundes Signora" wandte er sich zu dieser „und hört meine Bitte, Euch zurück in das

Haus zu begeben. Der Mann, der noch immer zu Euern Füßen liegt, ist dem Arm der Gerechtigkeit verfallen und Eures Mitleids nicht werth!"

„O Ihr hier bei dieser schrecklichen Scene, Signor Monheim," sagte die Dame, erfreut, den Schutz eines Bekannten neben sich zu sehn, und reichte ihm die Hand. „Ich bitt Euch, steht mir bei, den Mann zu retten vor dieser tobenden Menge. Seht mit welchen drohenden Blicken sie uns betrachten."

„Schlagt Euern Schleier vor das schöne Antlitz" flüsterte der Licentiat, „Ihr wißt Signora, wie dringend es Euch Euer Großvater geboten hat!"

„Nehmt mein Ritterwort, edle Dame," sagte hinzutretend der Obrist „daß dem Schurken Eures Fürworts willen nichts geschehen soll, denn was das Urtheil und Recht dieser Stadt besagt; ich selbst will ihn schützen."

Die Hand der Fremden hatte schon den Schleier gehoben, als der Graf sie anredete. Ihr Antlitz wendete sich nach ihm und der Blick ihrer vollen großen Augen traf die seinen und ruhte einen Augenblick ausdrucksvoll auf seiner männlich edlen Gestalt. Dann neigte sie leicht das Haupt, wie zum Dank für das Versprechen, hüllte sich in den weiten dunklen Flor und reichte dem jungen Licentiaten die Hand, der sie ehrerbietig zur Pforte des Hauses geleitete und diese hinter ihr schloß. —

Wie ein schwerer Athemzug löste es sich von der Brust der Menge beim Verschwinden der Dame. Graf Philipp und der alte Doktor Dreyer starrten noch immer auf die Pforte, die sich hinter ihr geschlossen, bis der Licentiat wieder in den Kreis trat und seine Anrede sie zur nächsten Pflicht aufrief. Von Minute zu Minute war der Volkshaufe angewachsen und über der Menge lag es jetzt wie ein

dumpfes brausendes Gemurmel, indem Jeder mit seinen Nächsten noch halb flüsternd sprach von dem seltsamen Dazwischentreten der Bewohnerin jenes geheimnißvollen Hauses. Herzogliche Trabanten und Diener hatten sich unterdeß in den Kreis gedrängt, zu erkunden, was der Auflauf zu bedeuten gehabt und wie er sich lösen würde, mit ihnen auch der Hauptmann der Bürger-Compagnie, Ewald Kumpsthoff. Während Doktor Dreyer dem herzoglichen Lieutenant Theus Fiting den Hergang der Sache zur Berichterstattung an Se. Gnaden mittheilte, übergab sein jüngerer College den Gefangenen dem Bürgerhauptmann und befahl, ihn sicher und wohl verwahrt vor dem drohenden Volk nach dem Stadtgefängniß (am Rheinthor) zu bringen und dort festem Gewahrsam zu übergeben. Dies geschah, und drohend und scheltend begleitete der größere Theil des Volkes den Zug der Stadtsoldaten, die in ihrer Mitte den finster und grollend blickenden gebundenen Hauptmann führten; der andere Theil verlief sich bald von dem Platz, da eben in der nahen Kreuzherrenkirche die Glocke zur Abendandacht läutete, und nur wenige einzelne Gruppen blieben noch auf dem Kirchhof und um die Lambertuskirche her zurück.

Den kaiserlichen Offizier hatte Jemand am Aermel gezogen, während das Volk sich verlief, und als er sich umwandte, erkannte der junge Graf die alte Dienerin, die vorhin der holden Erscheinung aus dem finstern Hause gefolgt war, und die er nur flüchtig geschaut hatte. „Edler Herr, seyd Ihr's wirklich, oder täuschen mich meine alten Augen?“ sagte die alte Frau. „Zwölf Jahre sind zwar eine lange Zeit, die mir übel mitgespielt hat, aber die alte Steinbergerin würde ihr schmuckes Junkerlein nicht vergessen, das so lange ihre

Milch getrunken, und wenn sie hundert Jahre alt würde. — Ja, ja, Ihr seyds, das sind die Züge Eures armen Ohms und Eurer schönen gnädigen Mutter, nur männlicher und brauner geworden in der schweren Zeit. Laßt mich Eure Hand küssen, Graf Philipp, und den lieben Heiligen Dank sagen, daß sie mir erlaubten, mein Herzblatt noch einmal wiederzuschauen in diesem Leben!"

„Käthe Steinberger, meine gute treue Amme!" sagte der Graf freundlich bewegt, während die Alte Thränen der Freude auf seine Hand weinte, „wie kommst Du hieher in die fremde Stadt? Ich glaubte mich längst vergessen oder Dich todt, da auf meine Fragen nach Dir, aus der Heimath mir schon längst der Bescheid ward, daß Du bald nach mir dort fortgezogen und verschollen seyst."

„Glaubs gern" sagte die alte Amme. „Ihr wißt ja selbst, daß es eine schlimme Zeit war, nachdem Ihr fortgegangen, um ein Soldat zu werden unter der Leitung Eures Vetters, und das spanische Volk nun zum ersten Mal an den Rhein kam und hauste wie der böse Feind. Eure edle Mutter, der Gott eine selige Urstätt schenke, mußte selber gen Frankfurt ziehen, ich aber blieb bei meinem Mann, und als der Krieg uns unsere Habe geraubt, folgten wir der Einladung eines Verwandten und zogen zu ihm ins Schwabenland, da konnte ich denn freilich nichts mehr von Euch hören, so weh mir's auch that.

„Aber wie kommst Du hierher" frug dringend der Graf „und wer ist die fremde Dame, bei der Du jetzt lebst?"

„Ja das ist ein Engel Gottes, Söhnchen," entgegnete vertraulich die Alte „so hold und zart, wie Ihr nur je gewesen. Eine vornehme Edelmannstochter ist es aus dem Land Ita-

lien, und reich, gar reich, der die Eltern dort gestorben sind und die mit ihrem Großvater, der ein Deutscher ist, hierhergezogen. Der Alte aber unterliegt einem schlimmen Wahnsinn, und es ist grauenhaft, wenn seine Stunde kommt. Ich spreche gegen keine Menschen-Seele davon, als gegen Euch, aber ich fürchte, daß das Alles einen bösen Grund hat und ein Gericht Gottes auf ihm lastet!"

„Aber wie kommst Du zu der Fremden, Amme?" — „Ja seht, Graf Philipp, das ging so zu. — Die Beiden kamen, nur von einem welschen Diener begleitet, den sie später zurückschickten, in unser Städtlein, auf ihrer Reise nach dem Rhein, und der Alte wurde krank als er den deutschen Boden wieder betreten hatte und lag an die vier Wochen danieder in dem Ort. Und da das Fräulein nach einer Wärterin fragte, die ihr helfen könnte in der Pflege ihres Großvaters, wiesen ihr die Leute mich zu, weil mein Mann unter der Zeit gestorben und ich des Brotes sehr bedürftig war. So kam ich zu dem Fräulein und mit ihnen hierher, wo uns der Alte hält in seinen tollen Launen wie begraben in dem Hause und uns kaum gestattet, zur Kirche zu gehn im Morgengrauen, oder zum Nachtgebet. Und dennoch pflegt ihn das Fräulein wie eine Heilige und fügt sich allen seinen Launen. Es ist ein Jammer mit anzuschauen, das liebe herrliche Bild, so tugendsam, so liebreizend und mild mit dem alten finstern Mann, der umherschleicht wie der böse Geist!"

Dem Obristen dünkte das Gehörte seltsam, — seine Gedanken schweiften bei dem schönen Frauenbild, das seine Augen so eben geschaut hatten, — und er wollte eben seine Amme weiter fragen, als der junge Schöffe ihm nahte und

das Gespräch unterbrach. Mit herzlichen Worten nahm Graf Philipp von der Alten Abschied und versprach ihr, sie am nächsten Abend um diese Stunde an der Kirchthür wieder zu treffen, wenn sie und ihr Fräulein die Abendandacht besuchten. Dann nahm er den Arm seines Freundes, der ihm berichtete, daß sein Reisegefährte bereits in der Herberge zum weißen Pferd eingekehrt und nach dem Obristen ausgesandt habe, und beide begaben sich dahin, der Ritter augenscheinlich in Gedanken versunken, der junge Bürger ihn absichtlich darin nicht störend und gleichfalls den seinen nachhängend.

Die Herberge zum weißen Pferd war damals an der Ecke der Marktstraße gelegen, und eine der besuchtesten. Graf Philipp fand hier den Reichshofrath im Gespräch mit einem der herzoglichen Räthe, Herrn Bertram von Droef, der von der Ankunft des kaiserlichen Commissarius gehört und ihm aufgewartet hatte. Der Obrist bat seinen Freund, den Abend bei ihm zu verweilen, und nachdem die Reisenden die Kleider gewechselt und einen Imbiß zu sich genommen, schlug der Schöffe ihnen vor, noch einen Gang nach der Trinkstube zum güldenen Klotz zu thun, allwo sich die Angesehnsten der Bürgerschaft und der Hofbediensteten allabendlich zusammen zu finden pflegten. So ermüdet der Reichshofrath auch war, erklärte er sich doch zu dem Gange bereit; dem Obersten aber war die Gelegenheit willkommen, noch so mancherlei mit dem Freunde zu besprechen. So begaben sich denn die Vier nach dem Hause zum güldenen Klotz, das auf der Bolkerstraße stand, ohngefähr das vierte oder fünfte auf der rechten Seite vom Markt her. Die Trinkstube des Meister Wienand war berühmt und vielbesucht, weil der Wirth ein lustiger gemüthlicher Kauz war und für den Bürgersmann das beste Gebräu

in der Stadt, für die vornehmeren Gäste aber eine Kanne guten alten Rheinwein, stets bereit hielt. Durch das Vorhaus, wo zur Seite eine lange Reihe leerer und voller Fässer in zierlicher Ordnung lagen, letztere mit den spiegelblanken Hähnen versehen, und von schimmernden zinnernen Kannen und Krügen umgeben, gelangte man zur Schenkstube, einem großen Gemach, mit Tannenreisern, Schenktischen und allerlei Zeichen und Schildern wohl ausgeputzt, und durch eine kleine Erhöhung in zwei Hälften geschieden. Auf dieser saßen die vornehmen Patriziergeschlechter der Stadt oder die adelichen Heuerlinge (Insassen), als da waren die Herren Scheidt, genannt Weschpfennig, die von Wylich, von Spee, von Büren, von Loh, v. d. Lippe, Bernsau, die von Merrem, von Carnap und Stummel, Reuschenberg, Palands, von Spieß, Nesselrodt und Ossenbruchs, und die alten Geschlechter der Kaldenberg, Kleinenbroch, Schnitzler, Mattenklodt, Monheim, Küppers, Zanders, Vaßbender, Burgwinkel, Dreier, Bongardt, von Megen, von der Burg, Diepenbroich, und Pyper, Schlömer, Mauernbrecher, Pelser, ab Hagen, und andere mehr. Desgleichen fanden sich da die Herren vom Magistrat ein, und die Räthe und vornehmen Hofbedieusteten, die in dem herzoglichen Schloß selbst keine Wohnung hatten. In den untern Raum der Schenkstube aber saßen die wohlhabenden Bürger, und viele Namen zählte man darunter, die noch jetzt fortleben in der Stadt. Da hörte man die Namen: Welker, Steinbrück, Hillebrand, Breidenbach, Brinkmann, Pütz, Machaupt, Appradt, Offerhausen, Sommers, Hausmann, Reinhard, Schnitzler, Lohausen, Rütger, und mehr, die der Raum uns nicht erlaubt hier aufzuzählen. Schon damals bildete ein kräftiger und thätiger Bürgerstand das Hauptelement

der Stadt und ihrer Wohlfahrt.*) Lustig klapperten hier zwei zierliche Schenkmädchen mit den Kannen und Deckelkrügen und versorgten die Gäste für wenige Albus mit dem schäumenden Getränk, während oben die vornehmeren Besucher Herr Wienand selbst bediente; freilich waren der Gäste nicht immer so viele in der Trinkstube vereint, da für gewöhnlich die politischen Parteien und Stände sich sonderten und ihre eigenen Zusammenkünfte in andern Herbergen hielten, als da waren im Rosenbaum auf der Mühlenstraße, im schwarzen Horn auf der Ratingerstraße, oder im Kleeblatt und Kaiser auf der Marktstraße. Wenn aber ein außergewöhnliches Tagesereigniß die Gemüther erregte, so war man sicher, die Trinkstube zum güldenen Klotz mit Besuchern von beiden Parteien und allen Ständen gefüllt zu finden, die hier ihre Gedanken und Neuigkeiten austauschten. So war es auch heute.

Die Verwundung des armen Webers am Rathhaus — Kortzmann war sein Name, — die Verfolgung und Gefangennahme des Thäters und die seltsame Erscheinung der fremden Dame; endlich die so lang ersehnte Ankunft des kaiserlichen Commissarius, alles das hatte die Gemüther aufgeregt und die Bänke und Tische der Trinkstube bereits mit Besuchern gefüllt, als die Fremden mit ihren Begleitern daselbst erschienen. Alle Blicke wandten sich auf sie, man machte den Gästen am obern Ende der Tafel Platz, und

---

*) Sämmtliche in dieser Novelle vorkommende Namen und Bezeichnungen sind chronistischen Notizen entlehnt und finden sich in den alten Registern jener Zeit. Die verehrten Leser werden überhaupt bemerken, daß der Verfasser so viel nur möglich die historische Treue der damaligen Zeitereignisse und der Localitäten bewahrt und benützt hat. Weitere Bemerkungen und Bezeichnungen dieser Art dürften also nicht mehr nöthig sein.

während Herr Wienand eilfertig ein Paar Kannen von seinem Besten herbeibrachte, machte Herr Bertram v. Droef den Reichshofrath mit den Vornehmsten der Umsitzenden bekannt. Herr von Seckendorf fand unter den Geschlechtern gar manche ihm bekannte und bald war das Gespräch im vollen Gang, doch wußte der Reichshofrath geschickt allen Fragen und Erkundigungen über den Zweck seiner Mission und die Ausdehnung der kaiserlichen Vollmachten auszuweichen, vorschützend, daß seine Sendung an Se. herzogliche Gnaden persönlich gerichtet sei, und dabei die Rede so leitend, daß er selbst mit den obwaltenden Verhältnissen des Hofes und der Stadt ziemlich vertraut wurde.

Während hier das Gespräch einen so allgemeinen Gang nahm, entfernten sich der Licentiat und sein Freund bald von der größern Gesellschaft und nahmen in einer Ecke des Gemaches an einem unbesetzten Tische Platz, um ungestört und traulich mit einander zu sprechen, und alte Erinnerungen wach zu rufen.

Monheim reichte dem Obristen die Hand. „Sei mir nochmals herzlich gegrüßt, Philipp, in den Mauern meiner Vaterstadt, und nimm meinen Freundesdank für Deine rasche Hülfe. Es ist das Zweitemal, daß ich Dir mein Leben verdanke, und glaube mir, der Bürger wird nicht der Schuldner des Edelmanns bleiben, wenn sich je Gelegenheit dazu bietet. Es war sicher geschehn um mein Leben, denn der graue Bube fiel mich tückisch an, ehe ich mich zur Wehr setzen konnte, und hätte mich nicht geschont! Du schienst ihn zu kennen und Dein Anblick ihn zu neuer Wuth zu reizen?“

„Er ist ein Bösewicht“ entgegnete der Oberst, „und ein Schimpf für den Soldatenstand; jedes seiner grauen Haare

könnte für eine Schandthat zählen. Ich war mit vor drei Jahren bei den unglücklichen Tagen von Magdeburg, Du weißt, daß uns der Generalissimus erst am zweiten Tage die Erlaubniß ertheilte, der Plünderung Einhalt zu thun. Was ich da erlebt, es waren Scenen des Entsetzens, die ich in mein Gedächtniß nicht zurückrufen mag. Aus einem Hause einer verlassenen Straße tönten mir Klagelaute entgegen. Dort fand ich den Buben mit ein Paar von seinen Gesellen, zwei Frauen nackt und bloß mißhandelnd auf entsetzliche Weise, während das Blut ihrer Verwandten noch den Fußboden röthete. Der Bube trat mir entgegen und wollte sich widersetzen, da traf ihn mein Degen quer über das Gesicht und zeichnete ihn für den Rest seines Lebens. Später habe ich gehört, daß ihn der Obrist Holk, unter dessen Haufen er stand, fortgejagt wegen Verdacht des falschen Würfelspiels. Wenn Ihr ihn aufhenkt für den heutigen Mord, thut Ihr wahrhaftig ein gutes Werk!"

„Es wäre nur sein verdienter Lohn," sagte Monheim, „doch fürchte ich, daß er besser davon kommt. Der Bürgersmann, den er getroffen, ist nicht schwer verwundet, wie ich eben gehört habe, und der Stadtbader verbürgt sich für sein Leben. Dazu kommt, daß der Pfalzgraf, — Se. herzogliche Gnaden" verbesserte er sich rasch, als er den fragenden Blick des Freundes bemerkte — „in derlei Fällen sehr unentschlossen sind und gern die offenen Händel mit der Soldateska zu umgehen suchen, so viel Herzeleid sie ihm und uns auch schon angethan hat. Der Gefangene ist ein Günstling des wilden Corduba, der im Lager zu Zons befehligt; obgleich bekannt wegen seiner Bosheit und Völlerei. Das Unglück hat ihn zurück in diese Stadt geführt, wo er leider

geboren ist. Sein Vater war Hauptmann in der Leibgarde des verstorbenen Herzogs und vielfach in jene unglücklichen Zeitläufe verwickelt. Die Katterbachs gehörten zur Schenkernschen Partei, und boten schon damals zu jedem schlechten Streiche die Hand. — Doch laß uns schweigen von diesen Dingen, und sage mir lieber wie es Dir gegangen in den fünf Jahren, daß wir uns nicht gesehen und keine Kunde von einander erhalten haben?"

„Da ist nicht viel zu erzählen Freund" entgegnete der Obrist. „Mir gings, wie es einem Kriegsmann gehen kann, in so wilden Zeiten, heute hier morgen dort, heute Sieger, morgen der Besiegte. Als wir uns in Padua trafen, wo Du die Rechte studirtest, ich aber vom Erzherzog hingesandt war, bei Ausrüstung der italienischen Regimenter zu helfen, und ich Partie nahm für Dich, den Landsmann, in dem Streit mit dem welschen Raufbold beim Zechgelag, und wir dann herzliche Freundschaft schlossen, Einer an dem Andern Gefallen findend, da dachten wir wohl schwerlich daran, daß unser nächstes Zusammentreffen bei einem ähnlichen Auftritt in Deiner Vaterstadt geschehen würde. Du weißt, welches Interesse ich schon damals empfand für Deine Erzählungen aus der Heimath! Seit der Zeit war ich am Hofe in Wien, ich war bei Magdeburg, bei Leipzig und half die Lützener Schlacht mitschlagen. Der Einfluß meiner Verwandten mehr als meine Verdienste verschaffte mir ein Kommando, und als mein Regiment in Bayern gegen den Weymaraner ziemlich aufgerieben worden, und ich zu dessen Rekrutirung in Wien war, indeß das blutige Trauerspiel zu Eger geschah, da nahm ich gern den Auftrag an, den kaiserlichen Commissarius mit dem Rest meines Regiments hierher zu begleiten

und einmal den alten Rheinstrom wiederzuschauen.“ — „Mit Deinem Regiment?“ unterbrach der Schöffe mit schlecht verhehltem Erstaunen den Freund. „Ihr kommt mit Truppen hierher?“

„Versteht sich Freund, wie sollten wir sonst dem kaiserlichen Willen die gehörige Geltung verschaffen, da bei den spanischen und liguistischen Völkern der Gehorsam ohnehin nur eine schlaffe Sache ist. Doch folgen mir nur zwei Fähnlein Reiter und eine Kompagnie Arquebusiere, die der Kaiser dem Herzog zum Schutz sendet auf seine Klageschrift wegen der Bedrückungen, und weil dem Vernehmen nach in Westphalen und den Niederlanden neue Schläge gesponnen werden gegen die rheinischen Fürstenthümer.“ Der Licentiat schüttelte den Kopf. „Eine feste kaiserliche Besatzung in unserer Stadt, das ist ein Eingriff in die herzoglichen Rechte und in die Privilegien der Bürgerschaft! Es ist seltsam, was Du mir da sagst, und könnte die Verwickelungen, an denen Stadt und Land leidet, leicht noch ärger machen. Du bist aber doch allein gekommen?“

„Der Reichshofrath hielt es für zweckmäßiger, den Fähnlein ein Paar Tagereisen vorauszugehen, um erst hier das Nöthige zu veranlassen. Er mag überhaupt seine besondern Instruktionen haben, was kümmerts mich, ich folge dem erhaltenen Auftrag und meiner Pflicht und gehe meinen Weg grade und fest, fern von allen diesen politischen Wirren und Intriguen, die mir ohnehin in der Seele verhaßt sind. Sollte diese meine Stellung und Begleitung Dir, als dem Bürger der Stadt, auch unangenehm oder gegen Deine Meinungen sein, so laß sie dem Freunde nicht entgelten und uns davon abbrechen. Sage mir lieber, wer die Dame war,

die heute so unerwartet bei der Verfolgung des Flüchtigen dazwischen trat und einen so seltsamen Eindruck auf Alle zu machen schien?"

Das tiefe Nachdenken, das sich Monheims bei der überraschenden Nachricht des Freundes bemächtigt zu haben schien, wich plötzlich einer andern Stimmung bei der Erwähnung der Dame. Eine leichte Röthe, doch von dem Freunde unbemerkt, überflog sein Gesicht, und jenen rasch und scharf anblickend erwiederte er: „Du selbst scheinst ja schon Bekanntschaft mit den Inwohnern jenes Hauses gemacht zu haben. Wenn mich die Dunkelheit nicht täuschte, fand ich Dich im vertraulichen Gespräch mit der alten Dienerin?"

„Ein seltsamer Zufall" sagte der Graf, „ließ mich in ihr die Pflegerin meiner Kindheit, meine alte Amme, oder vielmehr das Licht der Fackeln bei dem Auftritt vor dem Hause sie mich erkennen. Sie sagte mir, daß sie an der schweizer Gränze, wohin sie in den bösen Zeiten gezogen war, den Alten mit seiner Enkelin kennen gelernt habe und in ihren Dienst getreten sei. Was sie mir aber erzählte, war so unvollkommen und klang so verworren und seltsam, daß es das Interesse, was jene Fremde bei mir erregte, nur noch mehr erhöht und meine Neugier spannt. Wer ist sie und wie kommts, daß sie hier niemand zu kennen scheint? Du allein schienst vertraut mit ihr und ihren Verhältnissen!"

Der Licentiat fuhr mit der Hand über das Gesicht, wie um einige finstere Gedanken zu verwischen, und sagte dann: „es ist eine seltsame geheimnißvolle Sache um diese Fremden. Der alte Mann ist ein Deutscher von Geburt, und scheint selbst in dieser Stadt früher gelebt zu haben oder gar geboren zu sein. Er nennt sich jedoch nur Meister

Leonard, unter diesem Namen ist er hier bekannt, und auch ich kenne keinen andern, oder darf keinen andern kennen. Er hat den größten Theil seines Lebens in Italien zugebracht, dort sein einziges Kind, eine Tochter, an einen reichen italienischen Edlen verheirathet und ist nach dem Tode der Eltern mit seiner Enkelin, wahrscheinlich von Sehnsucht nach der Heimath oder von einem andern Grunde getrieben, von dort zurückgekehrt, um hier den Rest seines Lebens zu beschließen. So viel ich erfahren, brachte er gewichtige Empfehlungen mit an den Beichtvater des Herzogs und mehrere andere einflußreiche Geistliche, die ihm die Erlaubniß verschafften, ungestört und unbelästigt unter fürstlichem Schutz hier seinen Wohnsitz zu nehmen. Seit jener Zeit bewohnt er mit dem Fräulein und jener Alten allein das Haus, hält sich fern von aller Welt und so auch die Seinen, und wird von seiner Enkelin gepflegt mit himmlischer Geduld in seiner schrecklichen Krankheit!" — „Wie das? Die Amme sprach von Wahnwitz, dem der Greis unterlegen?"

„So ist es; — er muß ein starker kräftiger Geist gewesen sein in seiner Jugend. Jetzt ist seine Seele von düsterm Wahnsinn umnachtet, und grauenvoll sollen die Anfälle sein, denen er unterliegt. Auch selbst im ruhigen Zustand ist er finster und niedergebeugt und schleicht umher wie ein Schatten oder — wie ein rastlos Gepeinigter. Er lebt in den strengsten Bußübungen und die erwähnten Geistlichen sind die Einzigen, mit denen er außer mir verkehrt. Das ist der Grund weswegen im Volke über ihn und sein Haus viele abergläubische Gerüchte umherlaufen und man das letztere allgemein nur „das todte Haus" nennt."

„Wie kommt es aber, daß Du allein Zutritt hast zu dem

Alten?" frug der Obrist. — „Er brachte ein Schreiben mit von einem alten Freund an meinen Vater, oder mag diesem selbst vielleicht bekannt gewesen sein von früher her, ich habe nie etwas Näheres erfahren. Mein Vater übernahm seine Geschäfte und Angelegenheiten, da das Vermögen der Dame einen Rechtsbeistand unumgänglich machte, und unterstützte ihn in seinen geheimnißvollen Launen. Als ich zurückkehrte, nachdem ich meine Studien zu Padua beendet, der einzigen Schule, auf der man jetzt denselben sich noch ungestört widmen konnte, und eine kurze Zeit im Norden von Deutschland mich aufgehalten hatte, war mein Vater bereits kränklich und übertrug mir alle seine Geschäfte. Auf sein Fürwort übernahm ich auch jene Angelegenheiten und der wahnsinnige Greis scheint das Vertrauen, das er meinem Vater schenkte, auf mich übertragen zu haben. Ich bin der Einzige, der außer jenen Geistlichen zuweilen Zutritt hat in das Haus, und ich muß und werde sein Vertrauen ehren, darum frage mich nicht Weiteres. Mein Vater starb bald nach meiner Rückkunft, und ich trat als Jüngster ein in seine Stelle und in den Rath."

„Aber jene Jungfrau selbst, warum machte ihr Erscheinen solchen Eindruck auf die Menge?"

„Eine unglückliche und auffallende Aehnlichkeit," entgegnete mit einiger Verwirrung der junge Mann. „Sie verläßt nach dem strengen Willen ihres Großvaters selten das Haus und dann nur tief verschleiert. Es war unvorsichtig von ihr, sich den Augen der Menge blos zu stellen. Frage nicht weiter, Du wirst es erfahren."

„Seltsam!" sagte der Ritter. „Aber wie heißt die Dame?"

„G i a c o m a, Marchesa d'Origlia."

„Giacoma? — heißt das nicht in deutscher Sprache ...

„Jacobea!" entgegnete der Freund mit ernster Stimme. „Hüte Dich davor, Philipp von Geroldstein, — es ist kein guter Name für Dein Geschlecht! — — Doch laß uns aufbrechen, sieh, Dein Begleiter schickt sich zur Heimkehr an, und winkt Dir. Du wirst müde sein von der Reise. Auf Wiedersehen morgen."

Er reichte dem Freunde die Hand; der Reichshofrath nahm Abschied von der Gesellschaft, deren Einige ihm das Geleit gaben bis zu seiner Herberge. Schweigend und sinnend gelangte der Obrist in diese und sein Gemach. Lange noch schwebte das Bild der geheimnißvollen Fremden vor ihm, ehe der Schlaf seine Augen schloß, und auch dann sah er es noch in seinen Träumen.

Albert Monheim, der Bürgerschöffe, aber suchte sein Lager nicht so bald. Sein Wink rief mehrere der Befreundeten zusammen aus den Familien der Bongardts, Duverlackers, Diepenbroichs, vom Stein, Bernsaus und anderen Geschlechtern, und sie verließen zusammen die Trinkstube und begaben sich in die Herberge zum schwarzen Horn. In einer Hinterstube, sicher vor jedem fremden Ohr, theilte der Licentiat ihnen die Nachricht von der Verstärkung der Besatzung durch kaiserliche Soldaten mit. Allen kam die Nachricht so unerwartet, als sie ihnen wichtig dünkte. Manches drohende Wort wurde gesprochen.

---

Als der Obrist am andern Morgen in das Gemach des Reichshofraths trat, fand er diesen bereits in vertraulicher Unterredung mit dem Kaplan der vom Herzog um's Jahr 1622 gegründeten und bereits 1629 vollendeten Jesuitenkirche, dem Doktor Johannes Birt, dem derzeitigen Beichtvater des

Fürsten, einem einflußreichen und dem Interesse des kaiserlichen Hofes und seines Glaubens mit ganzer Seele ergebenen Mann. Der Pater hielt die Briefschaften, welche ihm der Reichshofrath übergeben, noch in den Händen, und schien mit diesem im besten Einverständniß, indem er noch scheidend versicherte, daß man sich ganz auf ihn verlassen könne und er alles Mögliche aufbieten werde, den Fürsten zu den nöthigen Schritten zu veranlassen.

Nach etwa zwei Stunden folgten ihm die beiden kaiserichen Gesandten zur erbetenen Audienz bei dem Herzog, begleitet von ihren stattlich aufgeputzten Dienern; der Reichshofrath in seinem schwarzen Sammetkleide, geziert mit einer schweren goldenen Ehrenkette, der Obrist im militärischen Schmuck.

Das herzogliche Schloß war ein, wenn auch nicht umfangreiches, doch ziemlich stattliches Gebäude. Von der ursprünglichen um's Jahr 1300 vom Grafen von Berg errichteten Burg an der Dyssel war nur sehr wenig stehn geblieben, das Meiste war späterer Anbau, und namentlich erst durch den Ausbau und die Erweiterungen um's Jahr 1538 das Schloß so hergestellt, wie es zur Zeit unserer Geschichte, und wenigstens in den Ruinen noch heut zu Tage sich zeigt. Den Hauptflügel bildete das Gebäude, in welchem jetzt die Münze sich befindet, das bis an das neue Rheinwerft sich erstreckte, und entlang demselben durch einen zweiten jetzt gänzlich vernichteten Flügel mit dem runden Hauptthurm verbunden war, dessen Trümmer sich noch majestätisch erheben. Ein zweiter viereckiger, aber kleinerer Thurm, erhob sich zur rechten Seite des Hauptportals, desselben, durch welches man noch jetzt in den Schloßhof gelangt. Unter diesem Portal

führte eine Treppe in die Korridors und Gemächer, so wie zu dem großen Rittersaal des Schloßes, der in dem Hauptgebäude lag. Der Platz des heutigen Akademiehofs und Galleriegebäudes bildete einen Vorhof, in welchem auf der Stelle der Statue des Churfürsten ein großer eherner Springbrunnen mit allerlei Schnörkeleien und Allegorien sich befand. Um das Schloß selbst lief, wie schon erwähnt, vom Rhein aus ein mit der Düssel verbundener Graben, über welchen am Hauptportal eine große Zugbrücke und eine zweite gegenüber dem Thurm an das spätere Knabenhaus führte. Außer dem Hauptportal hatte das Schloß auf der Stadt- und Rheinseite drei kleinere Pforten.

Der Burggraf des Schlosses, Niklaus Voes empfing die kaiserlichen Commissarien am Portal, und die herzoglichen Haushofmeister Amott Raitz von Frenz und Bernhard von Volkrug geleiteten dieselben zum Audienzsaal, wo der Herzog umgeben von seinen Räthen und vornehmsten Bediensteten sie erwartete. Es waren unter diesen der Oberhofmeister Freiherr von Wonsheim, Herr Walraw Gypenbusch, der Vicekanzler, die Räthe Freiherr von Graueneck und Pedro de la Croce; ferner die herzoglichen Kämmerer Schall und Heinrich, die Hof- und Kanzleiräthe Dr. Bernhard Süsholz, Dr. Bertram von Droef, Franz Dotz, Rütger Hagen, Dr. Heinrich Brückelmann, und Thomas Düssel; die Referendarii v. Wens, Scopen und Mattenklodt, die Räthe Fabritius und Conssen, der Landrentmeister von Rintlin und andere mehr, so wie der Obrist der herzoglichen Trabanten Herr Werner von Oudaker und die Rittmeister Seiffart von Merode und Ludolf v. Calchum, genannt Lochausen, ein wegen seiner Kühnheit und Verwegenheit viel bekannter Mann.

Der Herzog saß auf der fürstlichen Estrade umgeben von seinem Hofstaat, doch trat er rasch und höflich nach den ersten Begrüßungen den längst ersehnten Commissarien entgegen. Herr Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf von Neuburg und bei Rhein, der durch die Besitzergreifung im Jahre 1609 und die früher erwähnten Tractate Herr der Jülich-Bergischen Lande geworden, stand zur Zeit unserer Erzählung bereits in seinem 56. Jahre. Unter schweren Zeitläufen und Wirren zum Manne gereift, war er in jüngeren Jahren wegen seines thätigen und energischen Geistes bekannt, später besonnen und lebensklug, im Alter selbst vorsichtig und ängstlich geworden, und dem Einfluß seiner Umgebung, namentlich der Geistlichkeit, gar sehr Raum gebend. Dennoch blitzte noch oft ein Funke seines frühern entschlossenen Geistes auf und spornte ihn zum kräftigen Handeln.

Im steten heimlichen oder offenen Zwiste mit der brandenburgischen Partei trotz aller Verträge und Uebereinkommen, war seine Regierung, da jene Partei in Stadt und Land eine nicht unbedeutende Opposition bildete, bei den vielen äußeren Bedrängnißen der Zeit und dem Druck des Krieges, eine sehr beschwerliche; dennoch führte er die Zügel mit Vorsicht und Verstand, wußte den Ruin, in den das Land unter dem vorigen Herzog durch die Schenkernschen Intriguen gestürzt war, möglichst zu heben, und traf manche gute und nützliche Einrichtung. Er erweiterte die Festungswerke der Stadt bedeutend, erneuerte im Jahre 1614 ihre Rechte und Privilegien, und ließ seinen im Jahre 1609 verstorbenen Vorgänger Herzog Johann Wilhelm im Jahre 1628 feierlich beerdigen und errichtete ihm ein kunstvolles Denkmal; er erbaute die Jesuitenkirche und gründete das Collegium und Gymnasium dabei;

so wie er auch die Celliten 1640 und die Kapuziner 1617 nach Düsseldorf berief, denen er auf der Flingerstraße durch Ankauf des Vent'schen und Guhr'schen Hauses ein Kloster gründete. Er war ein Mann von mittlerer Größe und kräftigem Körperbau, noch ungebeugt von der Last des Alters, *) mit starken doch freundlichen Gesichtszügen. —

„Seid mir willkommen Herr von Seckendorf" sagte der Fürst freundlich zu diesem nach der feierlichen Begrüßung der Commissarien; „Wir kennen uns von Alters her, aus dem Streit mit Sr. Liebden Unserm vielgeliebten und viel unruhigen Vetter dem Churfürsten. Kaiserliche Majestät haben Uns etwas lange warten lassen auf Unsere und Unserer Stände dringende Beschwerde, geben nur die Heiligen, daß sich wenigstens jetzt genügende Abhilfe finde, und den Plackereien ein Ende mache."

„Ew. Herzogliche Gnaden wissen selbst, wie von schweren Kriegsnöthen kaiserliche Majestät bedrängt waren" entgegnete der Reichshofrath. „Doch haben sie die erste Gelegenheit benützt, Allerhöchstihrem Bundesgenossen die nöthige Abhilfe zu gewähren. Die Ordres, so ich an den General Corduba bringe, sind die strengsten, und Herzogliche Gnaden dürfen bald in hiesigen Gegenden ein ander Regiment erwarten, da der General Hatzfeld den Befehl hat, mit seinen Truppen zum Schutz der Fürstenthümer sich nach dem Rhein zu ziehen. Erlauben Ew. Gnaden mir, das Antwortschreiben kaiserlicher Majestät zu überreichen."

Der Herzog ergriff und erbrach es hastig, während des Lesens aber überzog mehr als eine düstere Wolke seine Stirn, und

*) Er starb erst am 20. März 1653, 75 Jahre alt.

der Fürst kniff die Lippen zusammen, gleich als stiegen sehr unangenehme Gedanken in ihm auf. Mit scharfem stolzen Blick musterte er den Reichshofrath und seinen Begleiter und sprach dann zu ersterem: „Kaiserliche Majestät sind sehr gnädig und wenigstens jetzt für unser Wohl sehr besorgt, daß sie Euch Herr Reichshofrath uns in so wackerer und zahlreicher Begleitung hiehersenden. Sollen die Fähnlein, so unter dem Kommando des Herrn Obristen stehen, ihr zeitweiliges Quartier in Stadt und Umgegend finden, so können wir freilich nichts dagegen haben, denn leider Gottes ist Fürst und Bürger seither so an Einquartierungen, Plackereien, und Land- und Leute-Beschädigungen gewöhnt worden, daß ein kurzes Maaß mehr oder weniger nichts dazu thun kann. Was aber eine förmliche Schutzwache oder Besatzung anbetrifft, so glaube ich schwerlich, daß damit wohlgethan ist, und Wir haben Anno 1621 bewiesen, daß Wir Uns nöthigenfalls selbst zu schützen wissen. Die Stadt hat alle Rechte und Privilegien, in der Wir sie nicht gern stören, selbst um Unsers eigenen Vortheils willen nicht."

Der Reichshofrath verbeugte sich, während der Beichtvater des Fürsten, der hinter seinem Stuhl stand, ihm winkte, sich nicht irre machen zu lassen. „Erlauben Ew. Herzogliche Gnaden mir eine geheime Unterredung zu erbitten, um mich meiner weitern Aufträge zu entledigen; ich habe Befehl zu diesem Gesuch."

Der Fürst neigte leicht das Haupt, deutete auf eine Seitenthür und schritt dem Reichshofrath dahin voran. Ohne eine besondere Aufforderung abzuwarten, schloß sich der Geistliche der geheimen Unterredung an. Nach wenigen Augenblicken wurde auch der Vicekanzler Herr Gypenbusch dazu entboten.

Die Unterredung währte ziemlich geraume Zeit, während

welcher der Reichshofrath, ein gewandter Diplomatiker und unterstützt von dem Geistlichen den Herzog von der Nothwendigkeit einer einstweiligen Vermehrung seiner eigenen Haustruppen durch kaiserliche Völker zu überzeugen wußte. Der Reichshofrath schien weit genauere und ernstere Nachrichten über den Zustand der Dinge im Herzogthum und die drohenden Gefahren zu haben, als der Fürst selbst. Trotz der Verträge dauerten die geheimen Feindseligkeiten und Intriguen der ehemaligen Mitprätendenten, namentlich des Churfürsten noch immer fort, da auch der Herzog sich nicht besonders an seine Versprechungen gebunden hatte, und jener sich dagegen zum Schutz seiner bedrängten und beleidigten Glaubensgenossen berechtigt hielt.

Der kluge Kanzler Oxenstierna, der erfahrne Prinz von Oranien und Richelieus schlaue Politik boten alle Hilfsmittel auf, um nach dem Tode des Königs von Schweden und dem bald darauf sich neu erhebenden Uebergewicht der kaiserlichen Partei derselben zu schaden und ihr den Sieg wieder zu entreißen. Am Hofe zu Wien aber empfand man wie schon früher auch jetzt die dringende Nothwendigkeit, in den rheinischen Fürstenthümern feste Bundesgenossen sich zu sichern und jenen Intriguen entgegen zu arbeiten. Noch war es seit dem Jahre 1621 und dem Durchmarsch verschiedener schwedischer Corps zu keinem offenen Angriff der schwedischen Partei auf das Herzogthum wieder gekommen, jedoch schienen die Niederländer nur auf eine gute Gelegenheit zu einem energischen Schlage zu warten, und in der Stadt und unter den Ständen selbst herrschte, wie bereits früher erzählt, ein großes Zerwürfniß, und die brandenburgische Partei wirkte rastlos im Stillen fort und sammelte Anhänger.

Von diesen speciellen Umtrieben schien der kaiserliche Abgesandte aufs Genaueste unterrichtet, und wußte mit ihnen den Fürsten so einzuschüchtern, daß er gern in den Willen und Wunsch des Kabinets zu Wien einging.

Während dieser Verhandlung war der Obrist im Gespräch mit den Versammelten im Saal zurückgeblieben, und hatte mit den Offizieren des Herzogs Bekanntschaft gemacht, als der Fürst mit seinen Begleitern wieder in die Versammlung trat. Er blieb vor dem Obristen stehn und sah ihn freundlich und vertraulich an. „Wir haben Euch noch Unsern Dank abzustatten, Herr Graf, für Euer gestriges Einschreiten und muthiges Verhalten," sagte er. „Es ist Uns das ein Bürge dafür, daß Wir in Euch einen tapfern Kommandeur der Truppen finden, so kaiserliche Majestät Uns für einige Zeit zu Schutz und Hülfe zu senden belieben. Wir grüßen Euch als solchen, und bitten Euch, mit Unserm Obersten das Nöthige wegen Unterbringung und Vertheilung der Kriegsleute zu verabreden, werden auch an den Rath Unserer Stadt ungesäumt das Nöthige verfügen. — Ihr seid ein Geroldstein? wollet mir sagen, von welcher Linie des Hauses?"

„Ich nenne mich Zoncada, Graf von Geroldstein, nach meiner Mutter, die eine geborne Gräfin von Manderscheid Blankenheim und Geroldstein war."

„Manderscheid Blankenheim?" — fragte der Herzog hastig. — „Und jener Graf Philipp — —

„Es war mein Ohm, gnädigster Herr, und ich nenne mich nach ihm!" entgegnete finster der Obrist.

Der Fürst sah ihn einen Augenblick mit herzlicher Theilnahme an und reichte ihm die Hand. „Laßt das Vergangne

begraben sein, Herr Graf von Geroldstein," sagte er ernst, „und die bittere Erinnerung ruhen bei den Todten! — Wir wollen hoffen und Alles aufbieten, daß Euch die Zeit Eures Aufenthalts in Unserm Lande ein freundlicheres Andenken von ihm gewähre. Wir bitten ernstlich darum, daß Ihr Unser Gast seid mit dem Herrn Reichshofrath in Unserm Schloß, so lange es Euch beliebt. Herr von Frenz, gebt sofort Befehl, um die nöthigen Gemächer einzurichten und aus der Herberge in der Stadt das Reisegeräth hierher zu schaffen. — Auf Wiedersehen, edle Herrn, bei Unserer Tafel!" — Mit freundlichem Gruß entließ der Herzog die kaiserlichen Boten, und nachdem diese sich entfernt, hielt er noch eine lange und ernste Berathung mit seinen Vertrauten.

Noch an demselben Tage hatte Herzog Wolfgang Wilhelm dem Rathe der Stadt die Botschaft und seinen Willen eröffnen lassen, daß die kaiserlichen Fähnlein einstweilen die Besatzung und Bewachung der Befestigungswerke unter Beistand der Bürgerwache selbst übernehmen würden und dem Obristen Grafen von Geroldstein das Commando übertragen sei. Nicht ohne harten Widerspruch fand der herzogliche Willen jedoch Eingang. Der Magistrat der Stadt bestand zu der Zeit aus dem Bürgermeister Christian Reinerstadt und den Mitgliedern und Beisitzern Heinrich Herding, von Camp, von Megen, Doktor Copperts, Tilmann v. d. Burg, Doktor Dreier, Adam ab der Hagen, Franz Daniels, Pempelfort, Albert Monheim, Johannes Klein und Anton Nettesheim. Viele der Mitglieder, unter ihnen Monheim, sprachen, die zu Grunde liegende Absicht wohl durchschauend, heftig gegen die Aufnahme kaiserlicher Hilfstruppen zu stehender Besatzung, als eine Verletzung der städtischen Rechte, doch vermochte ihre

Stimme nicht durchzudringen, theils weil die herzogliche Partei im Rathe überwiegend war, besonders aber, weil alle älteren und ruhigeren Mitglieder wohl einsahen, wie nöthig es sei, endlich der geplagten Stadt Ruhe und Sicherheit zu verschaffen, sowohl vor äußern Angriffen, als vor der Willkühr befreundeter Truppen, und daß dies durch eigne Hilfe zu bewirken, die Stadt ohnmöglich im Stande sei.

Ein zweiter Beschluß des Fürsten erregte noch allgemeinern Groll, obwohl die Verständigern der Bürgerschaft fühlten, daß es der beste und klügste Ausweg sei, die Stadt nicht in unangenehme Händel mit den spanischen Kriegsvölkern zu bringen und ihr ein Urtheil zu ersparen, das trotz aller Gerechtigkeit doch nur die Bosheit der Soldateska gegen die Bürger reizen mußte. Da nämlich der, von dem Hauptmann Katterbach am Abend zuvor verwundete Weber bereits außer aller Gefahr war, ließ der Herzog den Thäter aus dem städtischen Gefängniß befreien, ihn durch einen seiner Offiziere nach dem Lager von Zons bringen und dem General Corduba zur weitern Bestrafung übergeben. Zugleich sandte der Reichshofrath ein kaiserliches Mandat an den Befehlshaber, das alle weitere Plackereien und Störungen der Unterthanen verbündeter Fürsten aufs Strengste untersagte. Bei dem niedern Volk, das zuversichtlich der Bestrafung des Hauptmanns entgegengesehn, machte dagegen die Losgebung desselben einen üblen Eindruck.

Graf Philipp und der Reichshofrath hatten vorläufig die Wohnung im Schloße angenommen, und sie sofort bezogen; ihre Gemächer waren in dem Flügel gelegen, der sich am Rhein erstreckte. Es war am Abend, als der Obrist in seinen Mantel gehüllt das Schloß verließ und nach der Lambertus=

kirche sich begab, wohin die Glocke die Frommen zum Nachtgebet rief. Nicht bloß sein Versprechen an die alte Amme, oder die Neugier, Weiteres von ihr zu erfahren über die seltsamen Verhältnisse ihrer Herrschaft, hatten ihn dahin geführt, ein kaum bewußter seltsamer Drang in seinem Innern hatte ihn die Stunde mit Sehnsucht erwarten lassen. Der Gedanke regte ihn auf, die holde Erscheinung wiederzusehn, die gestern wie eine Himmelsgestalt unter die tobende Menge getreten war und einen tiefen Eindruck auf seine Seele gemacht hatte. Es war nicht ein bloßes Gefallen an den Reizen der Jungfrau, was seine Gedanken an sie fesselte, es war ein innerer unerklärlicher Drang seines Geistes, einer jener geheimnißvollen Seelenfäden, mit dem eine von unserm beschränkten Geist noch nicht definirte dunkle Naturkraft, — oder auch jene unläugbare Gewalt über das Schicksal des Einzelnen, die wir das Fatum nennen, — Menschen in physiologische Beziehungen setzt bei ihrem ersten Zusammentreffen, und ihre Seelen und ihr Schicksal verbindet.

Liegt in der Liebe denn vielleicht auch eine geheimnißvolle dämonische Macht? — Es ist ein Kreislauf in der Welt und in allen Menschenschicksalen, wie in den Menschengestalten und Gesichtern. Besteht vielleicht eine geheimnißvolle Logik zwischen dem unerforschlichen und ewigen Fatum, und der vergänglichen Form des Körpers? Haben die Seelen auch ihre Erzeugten, oder sind sie auf einer ewigen Wanderschaft begriffen? oder ist Aehnlichkeit der körperlichen Gestalt, der Seele und des Geschicks und die Verbindung, die gegenseitige Anziehungskraft solcher Wesen ohne Rücksicht auf Zeit und Raum nur ein Zufall, ein Spiel der Natur?

Philipp von Manderscheid und Jacobea von Baden!

Philipp von Geroldstein und Giacoma d'Origlia! — — — Seine Gedanken weilten bei ihr, die er erst einmal im Leben erblickt, als er an den mächtigen Pfeiler gelehnt stand, der noch heute das große Steinbild trägt vom Christophorus und dem Jesukindlein, und um ihn her die betenden und knieenden dunklen Gestalten, unter denen er sie nicht zu erkennen vermochte und vergebens gesucht hatte. Wie aus weiter Ferne klangen vom Hochaltar die Gebete des Priesters, — sein Ohr vernahm nur die Stimme seiner Gedanken, seine Augen waren unempfindlich für das Lebendige um ihn her, er bemerkte nicht, daß der Gottesdienst zu Ende war und sich die Beter an ihm vorüber drängten, bis es einsamer und einsamer um ihn her wurde und der Gruß seiner alten Amme ihn aus den Träumen störte, und er sie vor sich sah, eine tief verschleierte Gestalt ihr zur Seite, — die Marchesa. Sie waren die Letzten in der Kirche, und erröthend über das Vergessen seiner selbst bot der Graf der schönen Fremden nach italienischer Sitte das Weihwasser und begleitete die Frauen aus der Kirche.

„Seht, Graf Philipp," sagte treuherzig die Alte „ich wußte wohl, daß Ihr einer alten Frau Wort halten würdet. Tausend Dank dafür. Die ganze Nacht hat mich die Freude nicht schlafen lassen, und ich habe an Euch gedacht, wie Ihr so männlich kräftig aufgeschossen seid in der Zeit, daß wir uns nicht gesehn haben."

Der Obrist drückte ihr freundlich die Hand. „Wie hätte ich Dich auch vergessen sollen!" — „Verzeiht Signora," wandte er sich dann an diese, „die Freude und Unaufmerksamkeit Eurer Dienerin; sie war meine Amme und pflegte mich in meiner Kindheit, als ob sie meine eigene Mutter wäre. Nun könnt

Ihr ermessen, welche Freude wir beide empfanden, uns nach langer Trennung in dieser Stadt bei dem gestrigen Tumult wiederzufinden. Erlaubt mir, Dame, zu fragen, ob Euch der böse Auftritt auch keinen Schaden gebracht?"

Die Marchesa verneigte sich: „ich danke Euch mein Herr," entgegnete sie mit ihrer klangvollen lieblichen Stimme, „doch hat mich der Gedanke verletzt, so vor dieser tobenden Menge gestanden zu haben. Könnt Ihr mir sagen, was mit dem Manne geschehen?"

„Auf Befehl des Herzogs ist der Hauptmann noch diesen Morgen seinem General übergeben worden. Der Verwundete ist der Genesung sicher."

„Den Heiligen sei Dank," entgegnete die Jungfrau, — „ich mißtraue selbst dem Menschen und mag ihn nicht leiden, aber dennoch hätte ich nicht zusehen mögen, daß ihm etwas Böses geschah. Er ist der Einzige, der meinem armen Großvater befreundet ist aus früherer Zeit, und Ihr wißt ja selbst, wie werth solche Erinnerungen sind. — Ich danke Euch für den Schutz, den Ihr ihm gewährt habt."

„Signora" — sagte der Ritter überrascht und erfreut, — „es sollte mir sehr lieb sein, wenn mein Wort Euch diese Beruhigung gegeben hätte."

„Gewiß," entgegnete diese, „und Katharina versicherte mich, daß er in Euerm Schutz ungefährdet sei. Doch ich schmälere Euch das Vergnügen, mit meiner alten Freundin da Euch des Wiedersehens zu freuen, an dem ich herzlichen Theil genommen habe. Entschuldigt mich, Herr Graf, daß ich Euch nicht einlade, in unsere einsame Wohnung zu treten. Mein Großvater ist krank, und sein Uebel verschlimmert sich bei dem Anblick der Menschen. — Ich will mich gerne gedulden,

bis Katharina sich mit Euch besprochen hat." — „Aber Fräulein" unterbrach sie die Alte, „Ihr wißt ja, daß heute Freitag ist und Euer Großvater den Abend stets außer dem Hause zubringt. Wenn Ihr gestatten wolltet, — —

„Katharina!" sagte verweisend die Jungfrau.

„Ei warum nicht, gutes Fräulein," beharrte die Dienerin. „Es ist ja nur für eine Stunde, und hier außen ein abscheulich Aprilwetter. Da drinnen am Kamin könnten wir so traulich von dem Vergangenen plaudern und mein Graf uns erzählen, was draußen in der Welt geschieht. Wir hören ohnedies kein Wörtchen davon."

„Signora," sagte der Offizier „verzeiht der Alten. Ich möchte Euch um keinen Preis der Welt lästig fallen."

Einen Augenblick schien die Jungfrau mit sich zu kämpfen. „Nein, Herr Graf," sagte sie dann, „Ihr belästigt uns nicht. Es war nur die Furcht, daß es Euch in unserm einsamen Hause nicht gefallen möge. Wollt Ihr einen Augenblick eintreten bei uns, so bitte ich darum und Ihr sollt uns willkommen seyn."

Des Grafen Augen blitzten im Vergnügen über diese unverhoffte Gunst. „Ich kann euch nicht sagen, Signora, wie gern ich von Eurer Erlaubniß Gebrauch mache," erwiederte er. Unterdeß war die Amme vorausgegangen und hatte die Thür geöffnet, Graf Philipp bot der Dame die Rechte, sie die Stufen hinauf zu leiten; eine nie gefühlte Gluth durchflog ihn bei der Berührung ihrer Hand.

Der Graf wurde in ein Zimmer zur linken Seite geführt, das zum gewöhnlichen Aufenthalt der Familie zu dienen schien. Eine Ampel erhellte es, reiche venetianische Tapeten schmückten die Wände, die ganze Einrichtung zeigte von Reichthum

und weiblichen Geschmack, eine kostbare italienische Laute von der Kunst der Bewohnerin. Einen Augenblick ließen die Frauen ihren Gast allein, dann erschienen sie wieder ohne den Schleier und Regenmantel, und die alte Amme brachte auf silbernem Kredenzteller einen Becher Wein.

Im Schein der Lampe sah der junge Mann nun unverhüllt die schönen sinnigen Züge wieder vor sich, die gestern schon einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Wie Minuten schwand ihm die Stunde hin, die er in ihrer Nähe verbrachte, im ernsten sinnigen Gespräch, von seiner Jugendzeit erzählend und seiner geliebten Mutter. Dann sprach er von den Ereignissen des Krieges und des Weltlebens, denen er als Mann beigewohnt hatte, und aufmerksam lauschten ihm die Frauen. Gar manches treffende Wort der schönen Italienerin zeugte von ihrem kräftigen scharfen Geist und Verstand, wie von dem tiefen Gefühl und der Güte ihres Herzens. Dabei wußte sie stets geschickt die Rede von ihrer eigenen Lage und den seltsamen Verhältnissen zu wenden, und als der Obrist sich nach einer Stunde erhob, um sich zu entfernen, dünkte ihm die Jungfrau keine Fremde mehr; ein mächtiges unwiderstehliches Gefühl zog ihn zu ihr hin und ließ sie ihm wie eine längst Vertraute seiner Seele erscheinen. Er fühlte, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht, daß eine ewige heiße Liebe in sein Herz einzöge; und willig öffnete der starke Mann dem süßen willkommenen Gast alle Pforten seiner Brust. — Und Giacoma? — Wir haben bereits gesagt, daß oft geheimnißvolle Bande im Leben die Herzen zu einander ziehen. Auch das Herz des schönen Mädchens fühlte sich seltsam erregt von der Bekanntschaft des fremden Mannes. Die alte Amme begleitete den Grafen zur Pforte. „Harrt

unser nur am nächsten Freitag wieder in der Kirche," flüsterte sie ihrem Schützling beim Abschied zu, „ich will es schon vermitteln, daß wir dann wieder ein Stündchen zusammen plaudern können, mein Herzenssohn, wenn Ihr die Gesellschaft Eurer alten Amme, oder eine gewisse jüngere nicht verschmähen wollt!" —

Als der Ritter auf die dunkle Straße trat, strich eine Mannesgestalt, tief in den Mantel verhüllt, an ihm vorüber; er glaubte den Freund in ihr zu erkennen, doch ein gewisses Gefühl verhinderte ihn, denselben anzurufen, obschon er verabredet, mit ihm an diesem Abend zusammen zu treffen. Den Empfindungen nachhängend, die der eben abgestattete Besuch in ihm rege gemacht, schritt er noch durch mehrere Straßen, bis das aufgeregte Herz und Gefühl ruhiger geworden; dann trat er in die Trinkstube zum güldenen Klotz, wo ihn bald nachher auch Albert Monheim aufsuchte.

Der junge Schöffe war ein Mann von dem Alter seines Freundes, mit schlichten blonden Haaren, aber einer kraftvollen von Verstand und Gedanken zeugenden Gesichtsbildung. Sein Wesen war ernst und ruhig, barg aber unter dieser kalten Außenseite eine feurige Seele und einen energischen kühnen Willen, der an dem einmal Beschlossenen mit Aufopferung und Gefahr festzuhalten wußte. Er setzte sich neben den Freund und sprach mit ihm, ohne ihr voriges Zusammentreffen zu erwähnen; auch Philipp schwieg davon. Als die Gesellschaft aufbrach, nahm der Schöffe den Freund an den Arm, und beide gingen nach dem Hause Monheims, auf der Bolkerstraße gelegen. Dort versah sich der Bürger mit einer Handleuchte und beide setzten ihren Gang dann fort. — Es war eine dunkle Nacht, leichter Regen schlug den späten

Wanderern in's Gesicht, als sie die Martinsgasse entlang nach dem Kloster der Kreuzherren schritten.

Der ganze Theil von dem Kloster bis zu der alten Kirche und dem Pulverthurm, den jetzt die Ritter- und Ratingerstraße theilen, führte damals den Namen: bei den Mönchen. Finster und dunkel, wie noch jetzt, erhoben sich in dem Schatten der Nacht die eintönigen Massen der Kreuzherren-Kirche und der mit ihr verbundenen Gebäude. — Graf Philipp drückte die Hand des Freundes. „Hab Dank, daß du mich auf diesem Gange begleitest," sagte er ernst. „Es ist eine kurze Todtenfeier, die ich mir selbst gelobt und der Erinnerung an ein vom Unglück hart geprüftes Mitglied unsers Hauses. Du weißt, daß ich meinem Ohm Philipp durch ein Spiel der Natur sehr gleichen soll — ich selbst habe ihn ja nie gekannt, da er lange vor meiner Geburt, bald nach der unglücklichen Nachricht jener Heirath in Frankreich gestorben war. Wenn aber selige Geister von dort oben noch auf unser Leben herabsehen und mit uns fühlen, wird auch ihr Geist sich freuen, den Neffen eines Mannes an ihrer irdischen Hülle beten zu sehen, der einst ihr Theuerstes war im Leben. — Wo beschriebst du mir das Grab?" „Im untern Chor, links vom Eingang an der nördlichen Seite nahe beim Altar der schmerzhaften Mutter liegt es. Ein prächtiger Stein deckt die Gruft unter der das Opfer einer Krone schläft. Ich werde dir die Stelle zeigen." — „Nicht doch" entgegnete der Graf, „mit den Erinnerungen muß ich allein sein, doch kehre ich bald zurück. Ich bitte dich, rufe den Küster, wie wir verabredet, damit er mir die Pforten öffne."

„Wir sind gleich an seinem Hause," sagte der Schöffe, mit dem Freunde längs der Klostermauer hingehend, „doch

was ist's! da steht das Pförtchen des Hofes offen, und wenn mich mein Auge nicht täuscht, auch die Pforte der Kirche; wenigstens blinkt ein Lichtschimmer durch die Spalten."

„Mir kommt es vor, als hörte ich Schmerzenslaute von dort, — oder dumpfes Gemurmel," — unterbrach ihn der Obrist.

„Das ist seltsam. Die Zeit des Abendgebets ist längst vorüber und im Kloster selbst Alles still und zur Ruhe. Folge mir rasch, aber still!"

Er machte die Hand frei vom Mantel, um den Griff des Schwertes im nöthigen Fall leicht und besser fassen zu können. Mit leichten Tritten schritten sie durch das offene Mauerpförtchen in den Klosterhof und zur Seitenthür der Kirche. Auch diese war nur angelehnt, ein matter Lichtschimmer, wildes Stöhnen, vermischt mit Klagelauten oder dumpfen verzweiflungsvollen Worten drangen aus ihr. Monheim drückte die nur angelehnte Thür auf, leise traten die Freunde in das Gebäude, noch einige Schritte im Dunkel der Pfeiler, — und sie sahen die Ursach der nächtlichen Störung vor sich.

Tief hinten im Schiff brannte die ewige Lampe im Dämmerschein, während eine zweite auf den Stufen des Seitenaltars gestellte, den Vordergrund mit zitterndem Licht erhellte und ihren gespenstischen Schein in das Dunkel der Pfeiler und Bögen warf. Auf der Stelle, die der junge Schöffe vorhin beschrieben, kniete eine Menschengestalt. Lange weiße Haare hiengen wirre um ihr Haupt; das graue Gewand, herabgeschlagen vom Oberkörper, zeigte den entblößten fleischlosen Rücken, über den lange Blutstreifen liefen von den schweren Hieben einer Geißel, mit der der Unglückliche von Zeit zu Zeit seinen Körper zerfleischte, dann warf er sich wieder

hin auf die kalten Steine des Bodens und rang die Hände empor zu dem Gnadenbild auf dem Altar, und schien zu lauschen, mit dem Ohr an den Steinen, dumpfe Gebete murmelnd, wie aus verzweifelndem Herzen, und stöhnte dazwischen wieder auf im jammernden Schmerzenruf.

Die beiden Freunde erbebten vor dem grauenhaften Anblick. „Laß uns gehen Philipp" flüsterte hastig der Schöffe, „jetzt ist keine Zeit hier für Dich, Dein Gebet zu verrichten." Aber der Graf wehrte und winkte dem ihn Fortziehenden mit der Hand und lauschte den Worten, die durch das Gewölbe von Zeit zu Zeit zu ihnen klangen.

„Hörst du mich nicht, hörst du mich noch nicht, bleiches blutiges Bild!" kreischte der Büßende mit greller Stimme, „Willst du mich ewig verfolgen, rastloser Schatten, dem keine Sühne genügt! — Hab ich nicht zu den Füßen gelegen des lösenden Apostels in Sanct Peters-Dom und hat seine heilige Hand mich nicht berührt und Vergebung gebracht auf mein sündiges Haupt! — Was kann ich für den Teufel in meiner Brust, für den Haß und den Mammon, daß sie meine Seele verderben. — Die Buße hat meine Haare gebleicht, die Schuld meinen Geist vertrocknet! Gnade, Gnade, entsetzliches Gespenst!" — Er fuhr empor. „Horch, flüsterte da nicht eine Stimme, — ist es die Deine, die mir Vergebung kündet?" — Er blickte wild umher, grauenhaft war der Ausdruck dieses abgestorbenen Gesichts, in denen nur die Augen rollten und glühten wie zwei feurige Kohlen, dann brach er in wildes wahnwitziges Lachen aus, das gellend das Echo von den dunklen Gewölben zurück warf, wie die Antwort dämonischer Geister. „Thorheit ist Alles! — Wo die Todten liegen, da ruhen sie. Moder und Staub sind Deine Gebeine, Du

sprichst nicht mehr, Du bist todt, todt! Wer könnte das besser wissen, denn ich!" — —

Fast mit Gewalt zerrte der Bürger den Ritter nach der Thür. „Fort, fort von hier," flüsterte er schaudernd, — „diese Worte gehören nicht für uns, nicht für Dich. Laß uns fliehen diesen entsetzlichen Auftritt!" —

— — „Die Todten ruhen" flüsterte der graue Mann am Altare weiter, — „warum kommst Du allein aus Deinem Grab und findest die Ruhe nicht? Der Tag des jüngsten Gerichts ist ja noch nicht angebrochen, an dem Du mich anklagen darfst!! — Des Gerichts, des Gerichts!" wiederholte er schaudernd und krallte mit den Händen in die welke Brust. — „Was that ich denn so Großes, daß mir vor dem Gericht so bangt! — Ist denn das Gold nicht schön und lockend, und frißt der Haß und die Rache nicht gierig am Herzen? Hab ich nicht gehaßt Dich und Deinen Buhlen, und Dein ganzes Geschlecht, und war ich denn was anderes, denn das Werkzeug Besserer, die Hand des Rechts?! — Und dennoch, dennoch! Erbarmen, Erbarmen!" und mit gellendem Angstschrei brach seine Gestalt wieder zusammen auf den Steinen.

Mit einem Stoß befreite sich der Graf von der Hand des Freundes und flog nach der Stelle, dem Unglücklichen Beistand zu leisten. Dieser raffte sich empor bei dem Geräusch und starrte mit wilden Blicken den Fremden an, auf den das Licht der Ampel voll und klar fiel. „Philipp von Manderscheid," keuchte er aus tiefer Brust, — „die Todten stehen auf, — der Tag des Gerichts ist da!" und ohnmächtig stürzte er in die Arme des Ritters. — — Auch Monheim eilte herzu, den Freund zu unterstützen und eine vierte

Gestalt, aus dem hohen Chor von den Stufen des Hochaltars sich erhebend, vermehrte die Gruppe. Es war der Prior der Kreuzbrüder, Arnold Jordans, ein finsterer, glaubensstrenger Mann. „Was thut Ihr hier bei Nacht in der Kirche eines Euch fremden Glaubens, Herr Licentiat" wandte er sich mit Strenge zu diesem, „warum stört Ihr die Bußübungen eines Unglücklichen, und wer ist der Fremde da an seiner Seite?"

„Verzeiht hochwürdiger Herr," entschuldigte sich Monheim, „wir gingen an dem Kloster vorüber, fanden die Pforten offen, hörten Geräusch und fürchteten Böses für die Kirche. Mein Begleiter ist der kaiserliche Obrist, Graf von Geroldstein, von dessen Ankunft Ihr gehört haben werdet."

Der Prior betrachtete ihn finster, während er an einer Glocke zog. „Wenn das ist," sagte er, „was thut das Lamm bei dem Wolfe? — Schaut mich nicht so fragend an, Herr Licentiat, ich kenne Euch! — doch wie dem auch sei, habt Dank für Eure Besorgniß, aber entfernt Euch jetzt und überlaßt den Kranken meiner Aufsicht. — Mein Sohn," wandte er sich zu dem Officier, „ich habe Euch als einen wackern Streiter unseres heiligen Glaubens rühmen hören. Schenkt morgen oder an einem andern Tage unserm Kloster Eure Gegenwart, jetzt aber sucht die Ruhe, und laßt Euch nicht anfechten, was Ihr hier gesehn. Was auch für Worte einer kranken unzurechnungsfähigen Seele Euer Beider Ohr erreicht, sie sind leerer Hauch der Luft, ohne Sinn und Deutung. Der Arme ist wahnwitzig seit langer Zeit, und Gebet und die strengste Buße allein kann die bösen Geister seines Innern bannen. Darum kömmt er hierher in einsamer Stunde und betet mit mir. Geht, geht, ehe er wieder erwacht!"

Zwei Laienbrüder traten in die Kirche, und nahmen den ohnmächtigen Greis aus den Armen des Ritters; der Geistliche ertheilte diesem seinen Segen und stumm und erstaunt über das Vorgefallene ließ er sich von dem Freund auf die Straße ziehn.

„Vergiß, was Du gesehn und gehört," sagte Monheim dort zu ihm, „der Prior hat Recht daran! die Worte eines Wahnsinnigen sind leerer Schall ohne Sinn und Gedanken, sonst ...." er schauerte unwillkührlich zusammen und bedeckte mit der Hand die Augen, als wolle er sich schützen vor grauenhaften Bildern. — „Ahnst Du nicht, wer der alte Schwärmer war?"

„Wie könnt ich," entgegnete der Obrist. „Und seltsam wußte er den Namen meines Geschlechts! — Sprich!"

„Es ist der alte Meister Leonhard, der wahnsinnige Greis, der Großvater der schönen Giacoma, in deren Hause Du vorhin warst. Er hat in seiner Jugend viel gesehn, vielleicht auch Deinen Ohm, dem Du gleichst!"

Der Obrist fuhr zusammen. „Um Gott, der war's," sagte er bewegt, „wie bedaure ich den alten unglücklichen Mann!"

„Und seine Enkelin!" ergänzte der Bürgerschöffe mit leichtem Spott; der Graf aber that, als hätte er die Worte nicht bemerkt, und beide schritten nun still bis zum Schlosse.

Monheim blieb an der Seitenpforte, durch die der Verkehr der Schloßbewohner mit der Stadt nach Verschluß des Hauptthores stattfand, stehen und faßte den Arm des Freundes. „Dein Gemach liegt in jenem Flügel Philipp," sagte er mit bewegter Stimme. „Erfülle mir eine Bitte, und glaube, daß ein Freund sie an Dich thut. — In jenem

Flügel — ich kenne die Gemächer — liegt auch das Schwanenzimmer, darin hängen zwei Bilder, — eh Du zur Ruhe gehst, betrachte das zur rechten Hand und verrichte dort Dein Gebet! Es wird Dir manches Dunkle erklären und möge es Deine Seele erleuchten, — es ist für unser Aller Frieden nothwendig!" — Er drückte dem Freunde die Hand, und entfernte sich rasch, ehe dieser um die Deutung der räthselhaften Worte fragen konnte. Der Obrist rief die Wächter an, die Brücke fiel und er trat in das Schloß. Hier fand er noch seinen alten Kurt und einen herzoglichen ihm zugegebenen Diener wach und seiner harrend. Sie geleiteten ihn hierauf zu seinem Zimmer.

An dem großen Thurm empor führte eine bedeckte Stiege zu dem langen Korridor, der längs den Gemächern hinlief. Als sie denselben betreten, frug der Graf den Diener nach dem Schwanensaal, und befahl ihn zu öffnen. Mit einer gewissen Scheu gehorchte der Mann, und sie traten in das weite einsame Gemach. Glänzende Tapeten schmückten es, zierlich vergoldetes Geräth und Verzierungen an Decken und Wänden. An der Wand gegenüber erblickte Philipp die besprochenen Bildnisse in schweren großen Rahmen, doch mit dunklem Flor verhüllt. Er hieß dem Diener den Vorhang lösen, doch dieser zauderte. „Vergebt Herr —"

„Thut, was ich sage," befahl der Graf, und jener zog den Vorhang zur Seite, das volle Licht des Armleuchters in seiner Hand fiel auf das Bild zur Rechten; der Beschauer aber fuhr betroffen zurück.

„Giacoma d'Origlia!" rief er erstaunt und schaute auf das Bild.

„Verzeiht Herr," unterbrach ihn der Diener, „das ist

das Konterfey der Herzogin Jacobea von Baden seeligen Andenkens, und das daneben das Bild ihres Gemahls, des Herzogs Johann Wilhelm Gnaden."

Der Graf starrte den Diener an: „Dies das Bild der Herzogin Jacobe? es ist unmöglich?"

„Gewiß, gnädiger Herr," entgegnete dieser, „und zwar soll es gar wohl getroffen sein. Alte Leute, die sie noch gekannt, betheuern es. Es sollen nur zwei Bilder existiren von der hochseeligen Frau, beide von einem großen niederländischen Meister gemalt. Was aus dem zweiten geworden, ist unbekannt. — Doch, Herr, laßt uns nicht weiter reden davon in diesen Gemächern. Dieser Saal wird wenig betreten und herzogliche Gnaden haben befohlen, die Bilder zu verhüllen. — Das Volk erzählt seltsame Sachen von diesem Theile des Schlosses — noch gestern Abend soll die Herzogin selbst in der Stadt gesehen worden sein bei dem Tumult. — — Laßt uns gehn, edler Herr, es ist nicht gut sein hier in dieser Stunde!"

Sein bleiches Gesicht zeugte von der abergläubischen Furcht, die ihn befallen; auch den alten Diener des Ritters machte ihr Einfluß beklommen. In tiefen Gedanken folgte der Obrist ihrem Wunsch und verließ den Saal. Mit scheuen Winken deutete der Diener nach dem Ende des Korridors, wo sich derselbe in den großen Thurm öffnete. „In jenem Thurm liegen die Gemächer," sagte er flüsternd, „in denen man die hohe Frau gefangen hielt, und wo man sie todt in ihrem Bette gefunden hat. Gott verleihe ihr Frieden und eine selige Urstätte." Er schlug ein Kreuz, auch die andern Beiden thaten es ernst. In sein Gemach gekommen, entließ der Graf beide Diener und enthob sie aller Hülfleistungen.

Eilfertig machten sie von der Erlaubniß Gebrauch. — — Er war jetzt allein in dem Gemach, dessen hohes Bogenfenster hinaus nach dem Rhein schaute. Die Arme über die starke Männerbrust gekreuzt, schritt er auf und nieder, in seiner Seele wogte ein Meer von düstern Gedanken. Dann ergriff er den Armleuchter, öffnete leise die Thür und betrat von Neuem den Schwanensaal. Der matte Schein der Kerze warf ein unheimliches gespenstisches Licht auf die weiten Räume und ihre todte traurige Pracht. Vor dem Bild der Fürstin blieb Graf Philipp stehen, — noch deckte es der Flor nicht wieder, — mit jenem schwermüthig sinnenden Ausdruck, der diesem Gesicht so wunderbar eigenthümlich ist, *) schien es herabzuschauen von der todten Leinwand auf das lebendige Bild des geliebten Mannes, — die vollen Lippen schienen sich öffnen zu wollen, zu sprechen einen jener sinnigen Verse, in denen einst die reine Seele der Jungfrau sich offenbart, und ihre Minne, die der Nachwelt als Bürge geblieben sind von der schuldlosen Jugend dieser schwergeprüften Frau. **)

---

*) Das, so viel bekannt, einzig erhaltene und von Meisterhand gemalte Bild der Herzogin befindet sich im Besitz des Hrn. F. B. Custodis, auf den es als Familienerbstück übergegangen. Die schönen Züge des Bildes zeugen von einem energischen aber schwermüthigen Geist oder tiefem Seelenleiden, und üben bei längerm Beschauen einen eigenthümlichen Reiz.

**) Viele der Briefe zwischen der Herzogin und ihrem ersten Verlobten während ihres Aufenthalts am Münchener Hofe und einige zwischen ihnen gewechselte Minnegedichte sind uns aufbewahrt geblieben. Es spricht sich darin ein so tief empfundenes Gefühl, so zarte sinnige Jungfräulichkeit, eine so reine kindlich fromme und doch kräftige Seele aus, daß es den Leser aufs Tiefste rührt, wenn er sich erinnert, daß dieses schöne Herz durch die kalten Forderungen der Politik gebrochen, und einem unglücklichen Verhängniß zum Opfer werden mußte.

Lange, lange schaute der Graf auf diese Züge, in denen Giacomas Bild ihm entgegentrat. Er preßte die Hand auf das unruhig pochende Herz. „Jetzt erst verstehe ich dich, Freund," sagte er leise vor sich hin, „und was deine Warnung bedeuten soll. Jacobea von Baden und Philipp von Manderscheid, — Giacoma d'Origlia und Philipp von Geroldstein, — seltsames launenhaftes Spiel der Natur, das gleiche Empfindungen in gleichen Körpern schuf! — Oder sollte es eine Warnung sein von Oben, zu kämpfen gegen diese Liebe? — Nein, Geist meines Ohms, und du seeliger Schatten, dessen Bild aus dem Leben vor mir steht, und sollte auch euer Schicksal das meine sein, ich kann von dieser Liebe nicht lassen, die sich so wunderbar meines Herzens bemächtigt hat, — sie sei das Ideal meines Lebens, und sollte ich sie mit diesem Leben selbst erkaufen müssen!" —

— — Und durch das Gemach zog es wie Geisterschwingen, wie leiser zitternder Harfenlaut, — ein Luftstrom rauschte vorüber und die Kerzen erloschen in ihm, — — aber in dem schweren Rahmen des Bildes schien es licht und lebendig zu werden, und die schönen Züge sich zu verkörpern zur hohen stolzen Frauengestalt, und eine solche vor ihm zu stehen im Dunkel der Nacht licht und klar. Ein weiter Schleier rauschte um die hohe Gestalt, ein purpurrothes Sammetband umschloß den stolzen schwanengleichen Hals, — bleich und schmerzlich schauten ihn hier die schönen Züge jenes Bildes an, wie vom Tode verklärt, — so schwebte die Erscheinung an ihm vorüber, mahnend und warnend die weiße Hand gegen ihn erhoben. — Von dem Lambertusthurm aber kündigte die Glocke mit eintönigen Schlägen die

Mitternacht! — War es Phantasie, war es Wirklichkeit, — er wußte es nicht! seine Sinne verwirrten sich, das kühne Männerherz pochte beklommen in der starken Brust, — so stürzte er fort in sein Gemach und warf sich auf das Lager, und lange lange noch sah er vor den geschlossenen Augen das bleiche warnende Bild, tönte es in sein Ohr wie schwermüthige Lautenklänge herauf von den Wogen des Rheines. —

Am andern Morgen rückten die kaiserlichen Truppen in die Stadt, zwei Kompagnien Fußvolk und ein Fähnlein schwerer Reiter, doch Alles ausgesuchte und erprobte Truppen, wohl geübt im Felde und von ihrem Führer an strenge Zucht gewöhnt. Der Obrist einigte sich nach einigem Streit mit dem Kommandeur der herzoglichen Söldner und den Hauptleuten der Bürgercompagnien dahin, daß die kaiserlichen Truppen das Berger- und Zollthor mit den daran liegenden Citadellen und Befestigungswerken zur Bewachung übernahmen, jenen aber das Ratinger- und Flingerthor überlassen blieb. Er selbst behielt sich natürlich das Obercommando vor, und trat sein neues Amt alsbald mit einer Kraft und Energie an, die den an ihren eigenen stolzen Willen gewöhnten Bürgern durchaus nicht behagte. Trotz der vielen Hindernisse, ja selbst des bösen Willens und Widerstandes, die sich ihm boten, war der Graf unermüdet thätig, traf neue und zweckmäßige Sicherheitsmaßregeln, ließ die Befestigungswerke ausbessern, visitirte selbst aufs Strengste die Posten, und zeigte sich zwar gütig und theilnehmend, aber auch unnachsichtlich gegen die Fahrlässigkeit, mit der bisher für die Sicherheit der Stadt gesorgt worden war. — Mit dem General Corduba hatten er und der Reichshofrath in den nächsten Tagen eine Zusammenkunft, in der sie ihn zu

dem Versprechen zu bewegen wußten, eine strenge Mannszucht unter seiner Soldateska zu halten und die bisherigen Plünderungen und Willkührlichkeiten in dem herzoglichen Gebiet einzustellen, indem der Obrist fest erklärte, daß er ohne Weiteres gegen marodirende Trupps wie gegen wirkliche Feinde verfahren würde. Dagegen mußte die Stadt sich dazu verstehen, zum Unterhalt der spanischen Truppen einen nicht unbedeutenden Zuschuß an Geld und Lebensmitteln zu leisten.

Diese neue Auflage, und die zwar unbedingt nöthige, aber nichts desto weniger unerwünschte Strenge des kaiserlichen Commandeurs regte die Oppositionspartei in der Stadt immer mehr auf, und ließ neue Pläne gegen das bestehende Regiment schmieden. Gerüchte wurden unter dem Volke verbreitet, daß dies Alles nur darauf hinaus laufe, die Stadt und das Land ganz der kaiserlichen Botmäßigkeit zu unterwerfen und sie ihrer Privilegien und Rechte zu berauben und dergleichen mehr. Am meisten nährte den Geist der Unzufriedenen der Herzog selbst, der sich durch seine Rathgeber und den seine geheimen Zwecke und Befehle befolgenden kaiserlichen Commissarius zu einer höchst unvorsichtigen Strenge bewegen ließ und zu gewaltsamen Maßregeln, die protestantische und brandenburgische Partei in der Stadt immer mehr zu unterdrücken.

Diese schloß sich dagegen immer fester zusammen, hielt Zusammenkünfte und ließ sich zu geheimen Verhandlungen mit den Niederländern, den Schweden und den Grafen von Meurs verleiten, den steten Widersachern des Herzogs und treuen Anhängern der brandenburgischen Interessen.

Ueber allen diesen Wirren und sich neu entspinnenden Intriguen stand allein kräftig und rein Philipp von Gerold=

stein. Sein offener strenger, doch freier und edler Mannessinn, sein freundliches theilnehmendes Herz erwarb ihm, wenn auch die Abneigung der einen, doch die persönliche Achtung beider Parteien, und ohne auf Einflüsterungen des Hasses und der Parteisucht zu horchen, that er klar und männlich, was er für seine Pflicht hielt, und suchte in verdoppelter Sorge und Thätigkeit die Bewegung und den Kampf seines Innern zu vergessen. —

Es war am nächsten Freitag, als der Graf in der Lambertuskirche der Frauen wieder harrte und sie nach dem Abendgebet zu ihrer Wohnung begleitete. Bald nachdem sie das Gemach betreten, wußte die alte Dienerin eine Gelegenheit zu finden, sich zu entfernen und der Graf blieb mit Giacoma allein zurück. Er brachte ihr die Laute, und bat sie um ein Lied ihrer Heimath. Erröthend nahm die Marchesa das Instrument, ihre Finger glitten durch die Saiten, und füllten mit melodischen Tönen das Gemach. Dann erhob sich ihre reine klare Stimme wie Seraphsgesang. Es waren Stanzen aus ihres Landsmannes berühmtem Gedicht **Gérusalemme liberata**, das eben jetzt nach dem Tode seines Verfassers, die Begeisterung aller empfänglichen Herzen erregte; jene schönen Verse, in denen Chlorinde sich von der Liebe besiegt erkennt. Als sie geendet und die begeistert erhobenen Augen zu Boden senkte, sah sie den Grafen neben ihrem Sessel, seine Blicke schienen noch den letzten Hauch von ihrem Munde zu saugen.

„Fräulein,“ — sagte er weich, — „ein Engel wohnt in dem Athem Eurer Brust und solche Klänge vermöchten Friede zu bringen in den bewegtesten Sturm der Natur oder des Schlachtgewühls, nur nicht in die Mannesbrust selbst, in

der sie nur Sturm, ewige unvergängliche Sehnsucht erregen können! — Ich weiß nicht, wie es kam, nur das weiß ich, daß auch aus meiner Brust der Friede gewichen ist seit dem Abend, da unter die tobende Menge des Volkes Eure Gestalt trat, wie ein Engel des Jenseits!" — Er beugte sich über sie, seine Augen ruhten auf den ihren, seine Seele sprach in ihrer und auch ihr dunkles volles Auge erwiederte den Blick. „Giacoma — nie, nie werde ich jene Stunde vergessen!"

Ein kurzes höhnisches Lachen unterbrach seine Betheuerung und schreckte Beide empor. Hinter ihnen stand der Hauptmann Katterbach, der unbemerkt in das Gemach getreten war, und betrachtete mit boshaftem Ausdruck die Ueberraschten. „Ihr seid nicht der Einzige, mein werther Herr Graf" sagte er, „der jene Stunde nie vergessen wird. Seid versichert, bei der Hölle, daß ich sie Euch auch gedenken will! Wie es scheint, habt Ihr auch Euere alte Tugend nicht vergessen, schöne Frauen zu beschützen, und schleicht Euch in den Schaafstall, wenn der Hirt nicht daheim ist!"

Der Graf faßte den Griff seines Schwertes. „Was wollt Ihr hier, Mann? Wie könnt Ihr wagen, hier einzudringen, nach dem was hier vorgefallen? Hütet Euch, Hauptmann Katterbach, diese edle Dame mit einem Wort noch zu beleidigen, ich denke, Ihr kennt mich!"

Der Hauptmann betrachtete ihn mit giftigem Blick, wehrte aber der Jungfrau, die ängstlich zwischen die Männer trat, um Streit zu verhüten. „Seid nicht besorgt für den schönen Herrn da, reizende Giacoma," sagte er spottend. „Diesmal gilt mein Besuch nicht ihm, obgleich ich hoffe, daß noch eine Zeit kommt, wo ich meine Rechnung mit ihm abschließen werde!

Mein Erscheinen gilt dem alten Narren, Eurem Großvater, mit dem ich ein klein Geschäft abzumachen habe, und Euch mein zartes Täubchen, um Euch meinen besondern Dank abzustatten für die gütige Fürbitte, die Ihr neulich bei den Herren dieser Stadt für mich gethan, und Euch mein Herz dafür zu Füßen zu legen. Doch war ich leider eben Zeuge, daß mir ein anderer Bewerber damit zuvorgekommen. Nun, mein Täubchen, ich hoffe, Ihr werdet eine vernünftige Wahl treffen und den alten Freund Eueres Großvaters bedenken!"

Die Jungfrau erhob sich stolz, eine dunkle Röthe des Unmuths überflog ihr schönes Gesicht, das große Auge heftete sich mit dem Ausdruck majestätischer Verachtung auf den Eingedrungenen. „Herr Katterbach," sagte sie ernst „die Marchesa d'Origlia dünkt sich zu hoch, um ein Ziel für die Laune Eures Gleichen abzugeben. Da Ihr einmal ohne meine Erlaubniß hier eingedrungen seid und meinen Großvater sprechen müßt, so mögt Ihr denselben hier erwarten, was ich nicht hindern kann; der Herr Graf wird die Güte haben, Euch als den Gast unsers Hauses zu betrachten, und Euch mit mir gern dies Gemach überlassen."

Der Hauptmann warf sich spöttisch lachend in einen Sessel, kreuzte die Arme über die Brust und machte sich's bequem. „Meinetwegen," sagte er frech, „wenn Ihr mir nicht Gesellschaft leisten wollt, so werdet Ihr hoffentlich mit einem guten Krug Weins mich dafür entschädigen; denn der alte Sünder möchte erst spät heimkommen und sprechen muß ich ihn. Was das Eindringen betrifft, so wißt Ihr ja selbst, schöne Dame, daß mir Euer Großvater einen Schlüssel zum untern Pförtchen anvertraut, und es nicht das Erstemal ist, daß ich Euch so meinen Besuch abstatte. Fahrt wohl, schöne Signora, und

laßt mich nicht allzulange auf den Ersatz warten." — Die Marchesa wandte sich verächtlich von ihm ab und mit bittendem und beruhigendem Blick zu dem Grafen, der nur mit Anstrengung seinen Zorn unterdrückte, und reichte ihm die Hand, sie aus dem Gemach zu führen. Bevor er dies that, wandte sich dieser nochmals zu seinem Gegner. „Hauptmann Katterbach," sagte er mit Ruhe, „Ihr wißt, daß ich nunmehr der Commandant dieser Stadt bin. Heute betrachte ich Euch als Gastfreund dieses Hauses, darum geht Ihr frei aus. Stellt meine Langmuth jedoch nicht wieder auf die Probe; denn, bei meinem Ritterwort! laßt Ihr Euch noch ein Mal in den Mauern dieser Stadt betreffen, so behandle ich Euch wie einen Marodeur und lasse Euch mit Steigbügeln aus dem Thor peitschen!"

Der trotzige Bösewicht fuhr knirschend empor, doch bezwang er sich gewaltsam, kehrte dem Feinde den Rücken und pfiff ein Reiterlied. Giacoma zog ängstlich mit der herbeigekommenen Dienerin den Grafen zur Thür.

„Ihr müßt gehn, edler Herr," bat sie, „so werth uns auch Eure Gesellschaft ist; denn Ihr dürft mit diesem Manne nicht unter einem Dache bleiben. — „Seid unbesorgt um uns," fuhr sie fort, der Entgegnung Philipps zuvorkommend, „ich begebe mich sogleich in mein Zimmer, und bin dort sicher vor dem Unhold. Er wagt es nicht uns zu belästigen, und hat auch nur die Absicht, meinen Großvater zu erwarten. Geht, ich bitte Euch!" —

Dem Grafen fiel unwillkürlich die nächtliche Scene in der Kreuzherrenkirche ein, er schauderte, ein so liebliches Wesen in der Gesellschaft eines Wahnsinnigen und eines frechen Bösewichts zurückzulassen, doch hatte er kein Recht zu bleiben,

und beide Frauen wiederholten ihre Bitte, um Entfernung. Frau Katharina öffnete die Pforte. „Ihr wollt es," sagte er, „und so muß ich gehorchen! — Doch, Fräulein, wenn dieser Tag wiederkehrt, darf auch ich Euch wiedersehen? Ihr wißt nicht, wie unendlich lang der kurze Raum einer Woche werden kann!" — Er hatte ihre Hand gefaßt, ein leiser Druck gab ihm die bejahende Antwort, entzückt preßte er sie an seine Lippen und enteilte der Pforte. Draußen aber hüllte er sich in den Mantel und lehnte sich an einen dunklen Vorsprung der Lambertuskirche, die Augen auf das eben verlassene Haus gerichtet, um das Theuere, was es barg, zu bewachen vor etwaiger Gefahr.

Es war gegen Mitternacht, als der Oberst die Heimkehr des Meister Leonard bemerkte. Einer der Kreuzherrnbrüder geleitete selbst den hinfälligen Greis bis zu der Schwell seines Hauses und schied dort von ihm. Auch Graf Philipp entfernte sich jetzt und suchte sein Gemach, besorgt zwar um die Geliebte, aber in glücklichem Träumen und Hoffen von der Erwiederung seines Gefühls. —

Als Meister Leonard sein Haus betreten, verkündete ihm die Dienerin den Besuch, der seiner harre. Der Greis schauderte zusammen, doch schien die Stunde jener erschrecklichen Wahnsinnsanfälle vorüber und dem Unglücklichen eine seiner lichten und ruhigen Perioden wiedergekehrt. Er trat in das Zimmer, wo der Hauptmann noch immer seiner beim Weinkruge wartete, ohne Gruß und Rede, und winkte ihm zu folgen.

Die Leuchte in der Hand schritt der hinfällige Greis seinem Besucher voran und führte ihn durch mehrere Thüren in den andern Theil des Hauses, den er selbst bewohnte,

bis in ein ziemlich großes Gemach nach der Flußseite, dessen Thür er sorgfältig hinter ihnen wieder verschloß. Das Zimmer war dunkel und traurig. Ein einfaches Betpult stand vor einem kleinen Altar in der einen Ecke, zwei hölzerne Sessel, ein Tisch und ein hartes Ruhebett waren die ganzen Meubeln; eine Nische dem Altar gegenüber wurde von einem dunklen faltigen Vorhang bedeckt.

Der wahnwitzige Alte setzte die Leuchte auf den Tisch und wandte sich dann mürrisch gegen den Hauptmann. Sein Anblick war Erbarmen erregend. Tiefe Falten bedeckten ein Gesicht, das kaum einem lebendigen Wesen noch anzugehören schien. Dünnes weißes Haar hing um das Haupt, und die Augen, tief in den Höhlen liegend, starrten jetzt nach der Aufregung der Krankheit stier und glanzlos hervor. Die ganze Gestalt hatte etwas Scelettartiges und zuckte von innerm Krampf von Zeit zu Zeit zusammen. Selbst die Stimme klang jetzt leise und dumpf, wie Grabeston. „Was willst Du von mir, Görg Katterbach?" fragte er finster. „Du weißt, daß ich Dich nicht gern sehe. Warum plagst Du einen unglücklichen Greis?"

Der Hauptmann, der trotz seiner Frechheit eines unheimlichen Gefühls in der Nähe des Alten nicht ganz Herr zu werden vermochte, setzte sich auf einen der Sessel. „Ich glaub es wohl," entgegnete er, „daß Dir mein Besuch eben nicht besonders angenehm ist, doch scher ich mich nicht darum. Du weißt, Leonard, wir kennen uns, brauchen also keine Komplimente gegen einander zu machen. Setze Dich ruhig dorthin und laß uns vernünftig sprechen; denn ich habe Manches mit Dir zu verhandeln, und Du bist wieder so thöricht gewesen, und hast Deinen morschen Leichnam mit

allerlei Kasteiungen ermattet. Hol Dich der Schwarze! ich bin ein Sünder wie Du, und habe Manchem das Lebenslicht ausgeblasen im Schlachtgetümmel, beim Plündern, oder wo sich's sonst schickte, aber ehe ich mir deshalb den Bart raufte und meinen Leib den Geißelhieben und sonstigem Firlefanz der Pfaffen überlieferte, eher wollt ich mir noch zur Stunde den Schädel gegen die Mauer einrennen. Sei kein Narr, Alter. Vergangene Dinge lassen sich nicht ungeschehen machen."

Der Greis schauerte bei dieser Erinnerung zusammen. „Schweig Mann," sagte er finster. „Die Katterbachs sind immer ein böses und reueloses Geschlecht gewesen. Denk' an das Ende Deines Vaters und thue Buße, da es noch Zeit ist."

„Bah!" lachte der Hauptmann. „Daß mein Vater den Hals gebrochen bald nach dem Begräbniß der Herzogin, war die Schuld seines stetischen Gaules, das dumme Volk mag schwätzen, was ihm beliebt; ich halte mich an das Leben, und wenn auch mein Schädel bereits grau geworden, so habe ich doch die Lust daran noch nicht verloren und schere mich wenig um die Mittel, meinen Willen und meine Gelüste zu erfüllen. Jeder geht seinen Weg, Leonard, laß uns darum nicht streiten."

„Was willst Du aber hier?" frug der Greis.

„Du wirst gehört haben von dem Handel, den ich hatte in voriger Woche in der Stadt, wobei Deine Thür einem alten Freund in der Noth verschlossen blieb. Zum Glück hatten der Herzog und das Bürgerpack wenig Courage, um mir an den Kragen zu gehn. Aber bei dem General hat mir der Schurke, dem ich das Unheil verdanke, eine Suppe

eingebrockt und mich verläumdet, so daß sich sein Sinn gegen mich plötzlich gewandt und ich wohl sehe, daß es Zeit ist, mein Bündel zu schnüren und mir ein ander Feld zu suchen. Ich zähle jetzt über die Fünfzig, wie Du weißt, und obgleich meine Kräfte noch ziemlich dieselben sind, habe ich doch das Herumstreifen satt, und will mich behaglich zur Ruhe setzen. Ich will ein reiches Weib nehmen, und nach der Schweiz ziehen oder hinüber nach Flandern. Was meinst Du dazu, Alter?"

Der Greis antwortete ihm nicht.

„Höre," fuhr der Hauptmann fort, und ein spöttisches Grinsen verzog sein Gesicht, während seine Augen jedoch die Blicke des Andern vermieden, „ich habe mir da ein Plänchen gemacht. Ewig kannst Du doch nicht leben, und wenn Du nun zur Hölle abgefahren bist, braucht Deine Enkelin, die schöne Giacoma, einen Schutz. Reich ist sie, ich weiß es! Gieb sie mir zum Weibe, und ich will auf meine alten Tage ein ruhiger Mann werden!"

„Giacoma, Dir? — Der Engel dem Teufel? — Die reine Seele dem Verdammten?" rief der Greis.

Der Hauptmann sah tückisch zu ihm auf. „Warum nicht?" sagte er kalt. „Meine Hand ist zwar nicht rein von Blut, aber es ist kein Fürstenblut daran, ich habe noch nie den Henker gespielt! In Deiner Stelle hätte ich sie längst aus dem Hause geschafft, denn ihr Gesicht muß Dich doch alle Augenblicke erinnern an ......

„Schweig," unterbrach ihn mit Donnerstimme der Greis. — „Willst Du den Wahnsinn wieder herauf beschwören über mein graues Haupt? Hast Du kein Erbarmen, Bösewicht, mit einem achtzigjährigen Greise, der nur der Buße

noch lebt für seine ungeheuere Schuld? Meine Augen sind vertrocknet in den Thränen darum, mein Leib ist vergangen unter der eisernen Geißel der Buße, aber am schwersten hat mich Der da oben gestraft, indem er dem Kinde meiner Tochter die Züge von ihr gab, deren Name ich nicht zu nennen wage, und die doch stets vor meinen Augen steht. Und meine abgestorbene Seele hängt trotz dem an dem Kinde. Ich muß lieben, was ich gehaßt habe, ich muß vor Augen sehn den ewigen Vorwurf meines Verbrechens!" Er schlug die abgemagerten Hände vor das Gesicht und warf sich nieder auf das Betpult.

Der Hauptmann betrachtete ihn kalt. „Du bist ein alter Narr!" sagte er. „Was du vollbrachtest, thatest Du auf Befehl Deiner Gebieter. Was Dich sonst dazu getrieben, das Henkeramt zu übernehmen, ist freilich Deine Sache, Du weißt aber, daß Deine Beschützer todt sind, und wie das Volk denkt. Alle Deine Heuchelei und Buße würde Dich nicht mehr schützen, nachdem Du thörichter Weise an diesen Ort zurückgekehrt bist. Mit ihren Händen würden sie Dich zerreißen, und ewige Schande Deine Enkelin begleiten, wenn ich erzählte von der Nacht des 2. Septembers und ihnen in's Gedächtniß zurückriefe den Namen ......"

„Nenne ihn nicht, nenne ihn nicht!" knirschte der Greis. „Laß ihn todt und begraben sein, wie er es wirklich ist, denn ewiger Fluch heftet sich an seine Zeichen! Bist Du ja doch auch einer der Verfluchten, die wußten und halfen in der entsetzlichen Stunde, Du damals ein Knabe noch und Dein Vater, Ihr hieltet ja Wacht und waret die geschäftigen Werkzeuge des bösen Feindes in der Gestalt unsers Herrn. — Verflucht sei auch die Stunde, die durch Zufall Dich mich wiederfinden ließ und erkennen, nach so langen Jahren,

als die Reue mich hieher trieb, weil ich nirgend anderswo auf der weiten Erde sterben konnte. Mensch, der Hölle Zeichen steht auch auf Deiner Stirn! Wecke die finstern Geister nicht auf aus dem Grabe, beschmutze einen Engel des Lichts nicht mit der Erinnerung an die höllische Schuld ihres Aeltervaters, oder diese Arme sollen noch Kraft haben, Dich zu erdrosseln!"

Der Greis stand vor ihm, seine Hände krallten sich ihm entgegen, seine Augen rollten wie zwei flammende Kohlen, — es war ein so grauenhafter Anblick, daß er selbst den frechen Bösewicht zurückschreckte.

„Du gehst also auf meinen Plan nicht ein, und willst mir Deine Enkelin nicht freiwillig zum Weibe geben?" wiederholte er endlich.

„Nie! nie!" schrie der Greis, „eher mag man mir die Glieder mit glühenden Zangen vom Leibe reißen, eher magst Du rufen meinen Namen auf dem Markt dieser Stadt, eher soll sie wandern als eine Bettlerin mit Schimpf und Schande bedeckt durch die Welt, als ich sie selbst Dir, einem Verfluchten, zum Weibe gebe. Weiche von mir, Satanas!"

„Meinetwegen," sagte der Bewerber höhnisch lachend. „Doch kennst Du mich, und weißt, daß ich meine Pläne zu erfüllen verstehe. Nimm Dich in Acht, Leonard, ich warne Dich. Der Bube, den ich noch eben bei ihr gefunden, soll sie nicht haben, und kostete es mein Leben. Er ist Dein Feind wie der meine, und Du, blinder Thor, siehst nicht einmal, was hinter Deinem Rücken geschieht."

Der Greis starrte ihn fragend an.

„Während Du mit Geißelhieben und Fasten und Gebet Deinen Leib kasteiest," fuhr der Hauptmann tückisch fort,

„schleicht ein Buhle zu Deinem jungfräulichen Töchterlein. Du kennst das Gesicht, Du kennst diesen Namen, denn ich weiß, daß er Dir verhaßt ist in innerster Seele, und daß Du das Deine gethan, um ihn in's Verderben zu stürzen! Ein Manderscheid der Buhle von der Enkelin des Henkers....

Der Alte faßte krampfhaft seinen Arm und unterbrach ihn. „Ein Manderscheid sagst Du? — So war es also doch kein Traum, als ich ihn vor mir sah, zu den Lebendigen auferstanden. Kehren die Todten zurück? Sprich Mensch!"

„Der kaiserliche Obrist, der hier jetzt das Commando führt, ist, wie ich gehört, ein Neffe Deines alten Feindes, des einstigen Bräutigams der Herzogin. Ich traf ihn vorhin, als ich das Haus betrat, in zärtlichem Kosen mit Deiner Enkelin. Die Pest über den Burschen; ich habe ihm längst das Verderben geschworen."

Statt des von dem Hauptmann erwarteten Zornsausbruchs des Wahnwitzigen, starrte dieser jedoch wie in tiefen Gedanken vor sich hin, und faltete die Hände. Ein Manderscheid ein Manderscheid! murmelte er leise vor sich hin — und ihr Ebenbild?! — Ist es ein Wink Gottes, oder ein Werk der bösen Höllengeister? — — „Was willst Du noch hier," fuhr er dann auf gegen den Hauptmann. „Geh! ich muß allein mit mir sein!"

Jener bedachte sich einen Augenblick. „Ich habe Dich gewarnt, Leonard, was weiter geschieht ist Deine Schuld. Willst Du mir Deine Enkelin nicht geben, so gib mir Geld, denn ich brauche dessen. Bei dem Spanier kann ich nicht länger bleiben. So will ich denn mein Heil einmal bei den Niederländern versuchen, ihre Feinde sind jetzt auch die meinen."

„Wie," sagte der Greis, „zu den Niederländern willst Du gehn, zu den Ketzern, den Feinden unsers geheiligten Glaubens?"

„Das schert mich wenig! Katholik oder Protestant, Kaiser oder Schwede, das ist mir Alles eins, ich kümmre mich den Teufel um den Fahneneid, und diene wem mir's beliebt, so lange es meinen eignen Absichten dient. Gib mir Geld, alter Knauser, denn ich weiß, Du hast dessen; Du speicherst die Einkünfte Deiner Enkelin auf, und das schwere Gold, was Du von dem Marschalk für den kurzen Hieb mit dem breiten Schwert erhalten, ist vielleicht auch noch nicht auf. Das Geld war ja von jeher Dein Abgott und Deine Seele dafür käuflich."

Der Alte blickte scheu zu ihm auf, wagte aber nicht, den Dränger zurückzuweisen. Er hieß ihn aus dem Gemach gehen, und als er die Thür hinter jenem wieder verschlossen, holte er unter dem schwarzen Vorhang, der die Nische bedeckte, einen Beutel hervor, den er dem Harrenden hinaus trug. „Es ist das Letzte, was ich habe," sagte er, „und das Letzte, was ich Dir geben kann." „Gehe jetzt und betritt nie wieder dies Haus; diese Augen dürfen den Genossen meines Verbrechens nicht wiederschauen. Geh und thue Buße wie ich!"

Der Hauptmann hatte den Beutel gelassen in der Hand gewogen und sich überzeugt, daß Gold darin sei. „Ein kurzer Abschied für solche traute Freundschaft," sagte er hämisch „doch kann ich mich nicht so leicht trennen, und denke, wir sehen uns wieder, noch ehe wir uns in der Hölle treffen. Adieu, alter Narr, und grüße mein zärtliches Bräutchen!" Er schritt dem Greise voran eine Treppe hinab nach dem Kellergewölb des Hauses, in welchem sich hier eine kleine Pforte nach dem Rheinufer öffnete. Außen am Ufer lag der Kahn an-

gebunden, mit dem jener sich übergesetzt. Hinter dem Genossen einer geheimnißvollen und grauenhaften Vergangenheit schloß der wahnsinnige Greis sorgsam wieder die Pforte, und schlich zurück in sein ödes Gemach, wo er sich niederwarf auf den Betschemmel und erschöpft rang gegen die entsetzlichen Geister, die auf's Neue nach diesem Auftritt seinen Geist bestürmten. —

Der Frühling hatte die Ufer des schönen Rheinstroms in Duft und Grün gekleidet, der Sommer war herbeigekommen, um die Früchte zu reifen. Zwei Monden waren vergangen seit dem Beginn unserer Erzählung und der Juni mit seinem Rosenduft fast zur Hälfte schon vorüber.

In den am Anfang des vorigen Kapitels beschriebenen Verhältnissen der Stadt und ihrer Bewohner hatte sich wenig geändert, nur fester und ernster waren sie geworden. Die Oppositionspartei, obgleich sie bis jetzt jeden offenen Streit vermieden, war gewachsen und stark geworden im Verborgenen; die Anhänger des regierenden Fürsten und des kaiserlichen Einflusses schienen jedoch den drohenden Ausbruch des Streites wenig zu fürchten, und unkluge Rathgeber hatten den Herzog nur zu noch größerer Strenge verleitet, welche die Gemüther jener Partei immer mehr reizen mußte. Dennoch war diese im Verhältniß nur klein, und gefährlich allein durch das Bewußtsein, daß nur ein überraschender Schlag und die Verbindung mit den äußern Feinden ihre Absichten und Wünsche erfüllen könne. —

Der kaiserliche Commissair v. Seckendorf war wieder abgereist, Graf Philipp jedoch auf seinem Posten zurückgeblieben, dessen Pflichten er fortwährend mit Ernst und Eifer erfüllte. Dennoch trübte die Unruhe des eigenen Herzens in mancher Beziehung sein wachsames Auge, und ließ ihn nicht

bemerken, daß drohendes Unheil im Verborgenen sich vorbereite, und wie eine Wolke schwanger über den Gemüthern lag. Seine Vorsicht wurde von den auswärtigen Verhältnissen hinreichend beschäftigt, da die schwedische Partei im Norden und Westen Deutschlands mit Anstrengung und neuen Kräften und Verbindungen sich wieder zum Kampfe rüstete, und es unter den nördlichen Nachbarn des Herzogthums an drohenden Bewegungen nicht fehlte. In seinem Verhältniß zu der schönen Italienerin hatte sich dagegen wenig geändert, außer daß es inniger und vertraulicher sich gestaltet, und der Obrist wohl die Ueberzeugung im Herzen trug von Giacomas Gegenliebe, wenn auch noch kein offenes Wort die beiden Herzen einander aufgeschlossen hatte. Der Obrist besuchte jeden Freitag das Haus, und seltsamer Weise schien Meister Leonard nichts gegen diesen Besuch zu haben, obgleich ihn seine Nichte davon in Kenntniß gesetzt hatte. Dagegen war die alte Dienerin stets bei den Zusammenkünften gegenwärtig, und das jungfräuliche Zartgefühl verhinderte die Marchesa, ohne diese Gegenwart die traulichen Stunden mit dem Obristen zu verkehren, so sehr dieser auch eine Gelegenheit wünschen mochte, die Gluth seiner Brust in Worte ausströmen und von dem Munde des Mädchens die Entscheidung über das Glück seines Lebens ungestört erbitten zu können.

Es war an einem Mittag, als der Schöffe Monheim in das Gemach des Obristen trat. Freundlich ging ihm dieser entgegen und reichte ihm die Hand. „Fürwahr,“ sagte er, „ein seltenes Glück, daß ich den Freund einmal wiedersehe. Ich glaube, es ist seit Monatsfrist nicht geschehen, und mir wollte es vorkommen, als ob Du mit Absicht mir auswichest; denn, wenn ich Dich aufsuchte, warst Du für mich nie zu

finden. Was soll das bedeuten, Albert? Bist Du der alten Freundschaft müde?"

„Wie kannst Du so fragen," entgegnete zerstreut der Bürger. „Ich mußte mehrere kleine Reisen unternehmen in Geschäften, und überhäufte Arbeiten für den Rath verhinderten mich, Dich zu besuchen."

„Das war kein Grund, einen Freund ganz zu vernachlässigen," sprach der Graf ernst. „Du mußt auch krank gewesen sein, Albert, denn es ist eine merkwürdige Veränderung mit Dir vorgegangen, Du bist bleich, Dein Gesicht ist eingefallen und auf Deiner Stirn sehe ich Falten. Nicht ich allein habe unter Deinem Eigensinn zu leiden gehabt, auch andere Personen haben den lieben und geprüften Freund besorgt vermißt." — Monheim sah ihn fragend an. — „Die Marchesa d'Origlia," fuhr der Graf fort, „hat oft nach Dir gefragt. Warum hast Du das Haus gar nicht wieder betreten?"

Ein bitt'res Lächeln überzog das bleiche Gesicht des Bürgers. „Wo der Adler sein Nest baut," sagte er finster, „da muß der Falke weichen."

Philipp blickte ihm scharf und prüfend in das Gesicht und legte die Hand auf die Schulter des Freundes. „Höre Albert," sagte er freundlich, „schon früher ist mir ein Gedanke durch den Sinn gegangen, der mir jetzt zur Gewißheit wird. Sprich offen, Mann! — Wir sind Nebenbuhler?" — „Du sagst es," entgegnete finster der Licentiat. „Doch Bürger und Graf! — die Wahl dürfte da nicht schwer sein."

Geroldstein schüttelte unwillig den Kopf. „Laß den Grafen bei Seite, Albert," sagte er. „Wir sind beide Männer, und ich meine solche, deren sich keine Jungfrau zu schämen

braucht. Du liebst Giacoma, gut! Du hast das Recht der ersten Bekanntschaft, mir kommt das zufällige Verhältniß des Standes und des Glaubens zu Statten. Auch ich liebe sie fest und innig, aber mein Ritterwort darauf, noch hat mein Mund ihr diese Liebe nicht gestanden, noch bindet sie nichts an mich. Wir sind Freunde, so laß diese gemeinsame Liebe uns nicht entzweien. Laß uns Beide um die schöne Braut werben und um das schöne Glück mit allen Kräften. Wer den Freund aus dem Felde schlägt, wen Giacomas Liebe erwählt, der sei der Sieger, der trage den schönen Preis davon, und kein Groll stelle sich zwischen ihn und den minder Glücklichen!" — Er bot dem Freunde die Hand, eine tiefe Bewegung that sich in dem Aeußern des Schöffen kund. Er trat zu den hohen Bogenfenstern und lehnte die heiße Stirn an die Scheiben, wie im Kampf mit sich selbst. Dann wandte er sich entschlossen zu dem Grafen und sagte: „Du hast Recht, Philipp! Weichen kann ich dem Freunde nicht, denn ich liebe sie zu sehr; so laß uns denn ringen um das Kleinod mit allen Waffen, die uns zu Gebote stehen. Der Preis ist bei Gott des Kampfes werth. — Doch laß uns abbrechen davon, und höre, warum ich Dich eigentlich aufsuchte."

„Der Pfennigsmeister Diepenbroich, der gestern den Transport von Lebensmitteln von Seiten der Stadt in das Lager bei Zons geführt, ist zurückgekehrt, und hat diesen Brief für Dich mit gebracht. Er sagt, es habe Eile." — Der Obrist erbrach das Papier und las. „Der General ladet mich zu einer dringenden Besprechung," sagte er. „Er schreibt mir, daß der Rath ihn durch Nichterfüllung des Vertrages zu strengen Maßregeln zwinge, und daß andere dringende Ur-

sachen und Befehle meine Gegenwart noch heute Abend bei ihm sehr nothwendig machten. Weißt Du etwas davon?" —

„Die Reclamationen des Generals sind unbillig und wider den Vertrag," entgegnete Monheim. „Hier sind sie, und hier ist die Beantwortung des Rathes und der Nachweis der gelieferten Gegenstände und des Geldes, ich kam hierher, um Dich zu bitten, die Sache selbst in Ordnung zu bringen und den General zu billigerm Betragen zu bewegen." „Die Mittagsstunde ist längst vorüber," erwiederte der Obrist, „ich werde morgen in der Früh hinüber reiten, und die Sache ins Gleiche bringen. Ich verlasse die Stadt nicht gern am Abend oder während der Nacht." —

„So thue den Ritt diesmal mir zu Liebe," bat Monheim. „Es ist ein Freundschaftsdienst und ich habe mich dafür verbürgt, daß die Ausgleichung noch heute erfolge. Der Spanier hat gedroht, morgen früh seine Leute auszuschicken, um selbst zu fouragiren, und Du weißt, daß das so viel heißen will, als Plünderung. Ich bitte Dich um den Dienst." — „Wenn es so dringend ist," sagte der Graf, „gern! ich will demnach meine Anordnungen treffen!" — „Du reitest also gewiß heute noch? Dein Ritterwort darauf?" — Der Obrist lächelte. „Was liegt Dir so viel daran? — Mein Wort darauf, ich reite gegen Abend, wenn Se. fürstliche Gnaden nichts dawider haben, und werde die Angelegenheit vor morgen früh in Ordnung bringen." — Der Bürger blickte ihm fest und innig ins Auge und suchte mit Gewalt ein widriges Gefühl seines Innern zu unterdrücken. „Hab Dank, Philipp," sprach er ernst, „Du weißt nicht, welchen Dienst Du mir damit erweisest. — Lebe wohl, und sei ver-

sichert, daß ich nie aufgehört habe, Dein Freund zu sein. Gott gebe Dir das Geleit auf Deinem Ritt!" — Er reichte ihm die Hand und wollte gehen, doch der Graf hielt ihn zurück. „Noch einen Augenblick, Albert," sagte er freundlich. „Ich wollte Dich schon lange in Kenntniß setzen von einer Warnung, die mir geworden ist. Man sagt, Du seist ein eifriger Anhänger der schwedischen oder wenigstens der brandenburgischen Partei und betheiligtest Dich bei gefährlichen Umtrieben. Selbst Deine Reisen sollen geheime Zwecke haben, wie man wissen will. Ich habe das Geschwätz zurückgewiesen, denn ich kenne Dich als einen besonnenen und dem Rechten anhängenden Mann, und weiß, daß Du dem Freund nie die schmerzliche Pflicht aufzwingen wirst, Dich als Feind zu betrachten. Also kein Wort mehr darüber, und gehab Dich wohl." Er reichte ihm nochmals die Hand. Lebhaft bewegt umarmte ihn der Freund. „Sei versichert, Philipp," sprach er, „daß Albert Monheim, der Bürger, nie seiner unwürdig handeln wird. Frei und offen, werde ich Dir noch morgen beweisen, was an Deiner Warnung ist. Bis dahin, — lebe wohl!" Er entfernte sich rasch. — Am Ausgang des Schlosses stieß er auf den Rittmeister Lochausen, der ihn hier zu erwarten schien und am Schloßgraben entlang ihn begleitete. „Ist es gelungen, und reitet er?" frug dieser eilig. — „Er gab sein Wort; aber nur der Gedanke an den Zweck machte es mir möglich, dies offene freie Gemüth mit einer Täuschung zu hintergehen." — „Bah!" entgegnete der Rittmeister, „wir hätten es leichter und sicherer haben können, ihn hier im Schlosse sammt dem Herzog festzunehmen. Aber Ihr wolltet ja von dem Anschlag nichts wissen, Herr Monheim, wenn der Graf nicht auf irgend

eine Weise aus der Stadt entfernt würde." — „Er ist mein Freund," sagte der Schöffe ernst, „und ich danke ihm zwei Mal das Leben. Ist Alles in Ordnung Herr von Calchum und habt Ihr die nöthigen Befehle gegeben, daß mit Einbruch der Dämmerung die Fähre bei Hamm am diesseitigen Ufer zurückgehalten und besetzt wird? Auch alle Boote müssen wir nach unserer Seite herüber zu bringen suchen. Der Verkehr mit dem jenseitigen Ufer muß unmöglich gemacht werden, um jeden Preis. Laßt zur Vorsicht noch Posten ausstellen auf dem Wege. Die Bootsleute hier am Ufer gehören zu den Unsern, und die Fähre wird bereits am Nachmittag von ihnen unbrauchbar gemacht."

„Es ist Alles besorgt, Herr Monheim," erwiederte der Rittmeister, „Ihr habt mit einem alten Soldaten zu thun, der keinen Vortheil aus den Augen läßt. Der Streich kann und wird nicht mißlingen. Ehe der Morgen graut, ist die Stadt unser! — Geht jetzt nach dem Versammlungsort, ein Bote aus Meurs wartet dort von Eurem alten Gegner, dem Hauptmann Katterbach. Der Bursche ist ein Erzschurke, aber die rechte Hand von unserm Vorhaben." — Monheim schüttelte mißbilligend den Kopf. „Es ist traurig," sagte er, „daß wir die gute Sache durch solche Hilfe entweihen müssen. Mich drückt die Ahnung, als könne ihr das unmöglich von Nutzen sein!" — Die Verbündeten schieden. — —

Die Nacht lagerte bereits mit dunklen Schatten auf der Gegend; Wolkenmassen, die gegen Abend den Horizont umzogen, verdeckten selbst das geringe Licht der Sterne und hüllten Alles in tiefes Dunkel, als auf der Straße von Neuß daher ein Reiter in vollem Galopp an das Rheinufer sprengte, wo gewöhnlich die Fähre anlegte. Doch war sie an dem

Ufer nirgends zu erblicken, und vergeblich strengte er seine Stimme zu lautem Ruf an, um die Fährleute, wenn sie am jenseitigen Ufer weilten, herüber zu führen. Es war der Obrist, der unruhig hin und her ritt, des Uebersetzens harrend; als er gegen Abend in das Lager bei Zons gekommen, hatte er den General Corduba zu seiner Verwunderung abwesend gefunden auf einem Ritt. Erst spät kehrte derselbe zurück und schien noch mehr erstaunt durch den Besuch. Als ihm aber der Graf das Schreiben zeigte, das er am Mittag von ihm erhalten hatte, erklärte der General, daß dasselbe keineswegs von ihm und die Handschrift eine falsche sei. Das Siegel, mit dem der Brief verschlossen, fehlte dem General seit der Zeit, daß Katterbach sein Lager verlassen. Wie ein Blitz traf die Nachricht den Grafen und ängstigende Besorgnisse bemächtigten sich seiner Seele. Zwar glaubte er nicht an einen absichtlichen Verrath des Freundes, aber die Gewißheit einer drohenden Gefahr, eines wohlbedachten Planes zu seiner Entfernung von der anvertrauten Stadt überfiel und beängstigte ihn. Kaum gönnte er sich Zeit, mit dem selbst besorgten General einige nöthige Maßregeln zu besprechen und diesen zu ersuchen, eine Abtheilung Reiter für den Fall der wirklichen Gefahr auf der Straße nach Düsseldorf vorrücken zu lassen, als er auch schon sein Pferd bestieg und auf dem Weg, den er gekommen, ohne Begleitung zurückjagte.

Von dem alten Domthurm zu Neuß schlug die Glocke bereits eilf Uhr, als er an dem gewöhnlichen Uebergangspunkt über den Strom ankam; aber vergebens harrte er und die Zeit flog mit Windeseile, jede Minute konnte das Verderben in ihrem Schoos tragen. Nur das Echo oder das Rauschen des Flusses antwortete auf seinen Ruf und auf dem

Knall seines Faustrohrs, das er losschoß, um die Fährleute zu wecken. Länger wollte er nicht zögern, und so wandte er sein Pferd und jagte nach der Straße, die zur zweiten Fähre an's Rheinufer bei der Stadt selbst führte. Immer ernster wurden seine Besorgnisse, immer heftiger spornte er das ermüdete schäumende Roß trotz der Dunkelheit und des rauhen Weges. Nach einer halben Stunde war er dem Strome wieder nah, durch die Nebel der Nacht glaubte er die Leuchten der Wächter auf den Thürmen der Stadt zu erblicken, tiefe Stille ruhte noch immer umher, da scheute plötzlich das Roß und sprang mit einem mächtigen Satz zur Seite, daß sein Reiter kaum sich in dem Sattel zu halten vermochte. Er schaute empor und das Blut in seinen Adern stockte, denn vor ihm im Dunkel der Nacht sah er jenes Wesen, das einst im Schwanenzimmer der Burg ihm warnend erschienen. Dunkle Gewänder wallten gleich Nebeln um die hohe Gestalt, das rothe Band umschloß geheimnißvoll den weißen Hals, und Giacomas — Jakobeas Züge blickten ihm aus dem marmorbleichen Gesicht entgegen. Und er sah, wie das Gebild die Hand erhob und den Finger auf den schönen Mund legte, tiefes Schweigen gebietend, und dann zurück deutete, wie warnend vor nahender Gefahr. Und als der Obrist sich gefaßt und sich vorbeugte, zu erforschen, ob es ein Bild der Phantasie sei, da verschwammen die schönen Formen im Dunkel der Nacht und lichte Schatten schienen hinüber zu ziehn über die Fluthen des Rheines zur Ruhestätte der Todten!

Von der angedeuteten Seite her aber vernahm der Obrist Hufschlag und Stimmen. Die Vorsicht des geprüften Soldaten erwachte in ihm, vereint mit dem Eindruck, den die warnende Erscheinung gemacht. Leise stieg er vom Pferd,

das zitternd und schnaubend wie auf den Fleck gebannt stand, schlang den Zügel um einen Baumstamm, und näherte sich vorsichtig dem Ufer. Das Gebüsch, wovon dasselbe damals bedeckt war, und die tiefe Dunkelheit der Nacht machte es ihm leicht, unbemerkt zugleich mit dem nahenden Reitertrupp an die Stelle zu gelangen, wo die Straße in den Fluß auslief und die Fähre anlegte. Die Reiter stiegen alsbald von den Rossen und lagerten sich umher. Dicht neben ihnen lauschte der Graf, besonnen sich im verhüllenden Dunkel geberdend, als gehöre er zu den Ihren. Kein Wort ihres Gesprächs entging seinem Ohr. „Wir werden noch lange harren müssen und der Wind vom Fluß her zieht frisch und kalt," sagte der Eine der Bewaffneten sich in seinen Mantel hüllend. „Viel lieber wär ich bei dem Streich auf die Stadt selbst gewesen, als hier wie ein Dieb zu lauern, um ein Weib in Sicherheit zu bringen. Der Teufel hole den Hauptmann Katterbach, trotz des Lohnes, den er uns versprochen."

„Ich meine auch," entgegnete sein Nebenmann, „in der Stadt giebts Plünderung. — Aber es kann auch mißlingen, und dann sind wir hier in Sicherheit." — „Memme," erwiederte der Erste, „Du bist froh, wenn Du dein Fell im Trocknen hast; die Sache ist so eingeleitet, daß sie gelingen muß, und die Stadt ist unser im Handumdrehen. Ein guter Theil der Bürger selbst hilft uns ja dazu. An ihrer Spitze steht ein kühner verständiger Mann, der Schöffe Monheim, der das Ganze leitet. Im schwarzen Horn finden die Zusammenkünfte statt, ich war selbst einmal dort mit einer Botschaft. Dort versammeln sich die Verbündeten heute Nacht. Vertraute Mannschaft hat die Wache an der Ratingerpforte, auch die Rheinfähren sind auf beiden Stra-

ßen drüben zurückgehalten, daß jeder Verkehr mit diesem Ufer unmöglich gemacht wird. Auf der Straße von Kaiserswerth her rücken Se. Gnaden der junge Graf selbst und der niederländische Oberst van Brouck mit 400 Arquebusieren und 50 Reitern an. Um 1 Uhr sind sie zur Stelle, unsere Freunde öffnen das Thor, und wir sind Meister der Stadt fast ohne Schwertschlag. Was sich widersetzt, wird niedergestoßen und der Pfalzgraf in seinem eignen Schloß gefangen genommen von dem tapfern Rittmeister Lochausen, der auch im Bunde ist. Wenn der Morgen scheint, wehen unsere Fahnen auf den Thürmen und die nachkommenden Truppen können einziehen."

„Aber wie kommts, daß wir hierher geschickt sind an's andre Ufer. Was giebts für uns hier zu thun?"

„Merk auf! Du kennst den Hauptmann und weißt, welchen Antheil er an dem Unternehmen hat und wie er Alles zu fördern wußte. Aber er hat noch einen Anschlag auf eigne Hand und will das Beste für sich voraus fischen, denn er ist schlau wie ein Fuchs. Es ist ein Mädchen in der Stadt, das will er entführen, ehe der Spektakel losgeht, und wir sollen es ihm in Sicherheit bringen. Schlägt der Streich dann fehl, so hat er sein Schäfchen im Trocknen, und hat, was er von dem hartnäckigen Bürgervolk schwerlich gutwillig bekommen würde. Die Dirne soll reich sein und vornehm dazu! Um Mitternacht soll der Streich geführt werden. Er bringt sie über das Wasser hierher und wir sie dann in Sicherheit, während der Hauptmann zurückkehrt in die Stadt und für die Oeffnung des Thores sorgt. Unterdeß halten wir hier den Weg rein und fangen jeden Unberufenen auf."

„Der Streich ist gefährlich," meinte der Andere, „wenn er mißglückt, kann er leicht das ganze Unternehmen scheitern machen; die Bürger sind auf ihrer Hut und das kaiserliche Kriegsvolk nicht minder."

„Bah," sagte der Erste, „Katterbach ist ein zu alter Fuchs! doch macht Euch bereit und geht Eurer zwei hier rechts am Ufer entlang; fünfzig Schritt von hier liegt unter dem Gebüsch ein Kahn, den Ihr hierher bringt. Wenn der Hauptmann das Zeichen giebt, rudert Ihr und ich hinüber, um nöthigenfalls bei der Hand zu sein, und die Dirne ihm abzunehmen." — Zwei der Reiter suchten den Kahn und führten ihn nach der Stelle. Während der Zweite zurücktrat zu der lagernden Gruppe, blieb der Andre im Kahn stehen und stützte sich auf das Ruder. — Mit Entsetzen hatte der Obrist den kühnen Plan vernommen, keine Sylbe war seinem lauschenden Ohr entgangen; sein ahnendes Herz sagte ihm, daß die Marchesa das Ziel jenes grauen Schurken sei; sie, die Stadt war verloren, wenn es ihm nicht gelang, zeitig genug dieselbe zu erreichen. Es galt einen verzweifelten Entschluß — das Herz schlug ihm hörbar in der Brust! — Langsam und vorsichtig, wie einer der Ihren, rückte er der Stelle näher, wo die Pferde der Reiter zusammengekuppelt waren, und machte sich mit ihnen zu schaffen. Jetzt erschien plötzlich über dem Fluß her der Schimmer eines einzelnen hellen Lichtes, — es war das Zeichen Katterbachs; der Führer des Haufens sprang empor: „Da ist das Signal! der Hauptmann ist am Ufer! Jetzt haltet gut Wacht und macht Euch bereit. — Niclas Halen, Du begleitest mich." — Er wandte sich um. „Zum Teufel, was macht Ihr da, die Pferde werden unruhig und schnauben? — Du da, der Du

dabei stehst, binde sie fest!" — Der Zuruf galt dem Obristen. Im gleichen Moment war es diesem gelungen mit Hülfe seines Dolchs die Kuppel zu lösen, welche die Rosse zusammenhielt; er stieß dem nächsten das Eisen in den Hals, und schnaubend und schlagend sprangen die Pferde auseinander. In demselben Augenblick hatte er sich gewandt und stürzte mit dem Sprunge eines Löwen durch die überraschte Gruppe nach dem Ufer. Einen Schrei, einen Fall in die Fluthen vernahmen die Erstaunten und im nächsten Augenblick das Aufschlagen des Ruders, das mit gewaltigen Stößen das Boot vom Ufer und hinein in den Strom trieb. Ueberrascht, bestürzt, kaum wissend woher der Ueberfall kam, eilten die Reiter am Ufer hin und her, ohne zu wagen von ihren Feuergewehren Gebrauch zu machen gegen den kühnen Feind, während andere sich zur Vertheidigung bereit machten oder die flüchtigen Pferde zu haschen suchten, die das verwundete Thier im Schmerz um sich hauend scheu gemacht und auseinander gesprengt hatte. Während dieser Verwirrung flog der leichte Nachen immer weiter über die dunklen Wellen. Einen dankbaren Blick hatte der Graf nach Oben geworfen für das Gelingen seines kühnen Streichs, dann arbeitete er rastlos mit dem Ruder, die Angst lieh seinem Arm Riesenkräfte. Er sah das Licht, das der Hauptmann als Signal aufgesteckt, er konnte die Stelle erkennen nach den dunklen Umrissen der Stadt, wo es jetzt hielt, — dort lag das Haus des Meister Leonard — wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf an die Pforte, die aus dem Hause zum Strome führte. Schon wandte er den Nachen, um nach jener Stelle hinzufliegen, zu der Geliebten Schutz und Rettung, da trat das Gebot der Pflicht vor seine Seele, die

Sicherheit der ihm anvertrauten Stadt, seine Mannesehre hing vielleicht an einem Augenblick, und mit Gewalt wandte er sein Auge von jenem Punkt und verdoppelte seine Anstrengungen, — in wenigen Minuten war er an der Landungsbrücke des Werfts am Zollthor.

Ein Mann lehnte sich über das Geländer der Treppe und rief ihn leise an. „Freund von Brandenburg!“ erwiederte der Obrist besonnen und war im Augenblick oben. „Hierher,“ flüsterte der Wächter, „folgt mir an der Mauer entlang, das Thor vor uns ist von den Kaiserlichen besetzt.“ Im Nu hatte ihn der Obrist an der Kehle gefaßt und überwältigt. „Keinen Laut,“ herrschte er ihm zu, „oder Du bist des Todes!“ Den Mann festhaltend, pochte er mit dem Schwertknauf an das Thor und rief der herbeikommenden Schildwache, ihm rasch zu öffnen, indem er seinen Namen nannte. Zu Stunden wurden ihm die wenigen Minuten, bis die schwere Pforte sich aufthat, dann trat er rasch hinein und in die Wachtstube, den Gefangenen vor sich herstoßend. Sein Lieutenant Paul von der Horst kam ihm entgegen, schlaftrunken und bestürzt, über das plötzliche Erscheinen ihres Kommandanten taumelten die Soldaten auf. — Ein freudiges Gefühl durchflog des Obristen Seele — es waren seine getreuen Schlachtgefährten, — er war unter den Seinen! Kurz, streng und umsichtig waren die Befehle, die er mit fliegender Eile ertheilte, und die den Schlaf aus Aller Augen scheuchten. „Es ist ein Verrath im Werk, Herr von der Horst, und die Stadt in Gefahr,“ sprach er hastig. „Ein Ueberfall soll in der Nacht geschehn, und die verschwornen Bürger wollen dem Feinde selbst die Thore öffnen. Begebt Euch sogleich in die Citadelle, laßt Allarm blasen und die Trommeln rühren durch die

Straßen. Die Reiter versammeln sich auf dem Markt, mit den Arquebusieren besetzt Ihr sofort die Thore und löst die Bürgerwachen ab. Wollen sie nicht weichen, so braucht Gewalt! Laßt den Bürgermeister wecken und die Herren vom Rath. Die Kanoniere sollen auf ihre Posten am Ratinger- und Flinger-Thor und ihr Gezeug fertig halten! Niemand darf aus der Stadt ohne meine besondere Erlaubniß. Laßt Fackeln zusammenbringen und auf den Straßen vertheilen. In einer halben Stunde muß der Rath die Bürger durch die Sturmglocke allarmiren. Vor Allem laßt die Fähre hier am Thor mit treuen Leuten besetzen, und wenn sie noch nicht wieder gangbar ist, daran arbeiten auf Tod und Leben. — Ihr Beide findet an der Fährtreppe einen Kahn. Besteigt ihn und rudert stromauf bis über die Biegung des Flusses. Dort sucht die Straße zu gewinnen nach Zons. Wenn Ihr Pferde auftreiben könnt, nehmt sie mit Gewalt, und jagt damit in's Lager, oder bis Ihr dem Reiterzug begegnet, den der General detaschirt. Sie sollen sich eilen herbei zu kommen, und wo möglich die Posten überfallen, die der Feind am jenseitigen Ufer aufgestellt hat. Der General selbst möge mit allen entbehrlichen Truppen der Stadt zu Hülfe rücken; hier nehmt meinen Siegelring zur Beglaubigung. Ihr, Lieutenant, sendet mir so schleunig als möglich Mannschaft nach in die Herberge zum schwarzen Horn, und laßt das Haus umstellen. Jeder, der sich dort findet, wird verhaftet. Und nun fort, fort, Jeder an seinen Posten, die Augenblicke sind kostbar." Mit den verschiedenen Befehlen flogen die geprüften Soldaten davon, der Obrist aber befahl Fünf seiner Getreuen, ihm zu folgen und eilte mit ihnen nach dem Schloß. Die Brücke vor dem großen Thor war aufgezogen, der Zugang

zu dem Seitenpförtchen am großen Thurm jedoch offen. Als er so unerwartet eintrat mit seinen Begleitern, fand er diesen zwar mit mehreren herzoglichen Trabanten besetzt, die der Rittmeister Lochausen für seinen Zweck gewonnen, doch überrascht, unvorbereitet, und ohne Führer, so daß sie ohne Widerstand ihre Waffen übergaben. Der Rittmeister selbst hatte ihrer Aussage nach so eben das Schloß verlassen. Graf Philipp eilte zu dem Gemach des Obristen Werner v. Oudacker, eines dem Herzog treu ergebenen Offiziers, und weckte ihn mit der Kunde der drohenden Gefahr aus dem Schlaf. Dann flog er zurück und mit einem der gefangenen Trabanten, von der kleinen Zahl seiner Getreuen begleitet, eilte er nach der Ratingerstraße, der Herberge zum schwarzen Horn zu. Als er an dem dunklen Hause Meister Leonards vorüber kam glaubte er einen unterdrückten Schrei zu hören. Einen Moment, doch auch nur einen solchen zögerte sein Fuß, denn jener Schrei hallte in seiner innersten Seele wieder. Doch erst halb gethan war das Werk der Rettung und vorwärts eilte er, bis sie die Herberge erreicht hatten. In der Ferne vernahm des Grafen geübtes Ohr bereits den Ton seiner Trompeten; — der Trabant mußte an die Thür pochen und Einlaß begehren wegen einer eiligen Botschaft, während die Andern sich im Schatten verbargen. Doch kaum hatte Meister Braak, der Wirth, vorsichtig die Thür geöffnet, als er zur Seite gestoßen wurde und die Harrenden in das Haus drangen.

In der weiten Gaststube waren die vielen Anhänger der brandenburgischen Partei versammelt, denen die Führer vorsichtig erst an diesem Abend den bevorstehenden Schlag eröffnet hatten. Viele angesehene Bürger oder Glieder ihrer Familien waren zugegen und führten kräftig das Wort, um

die Zaghaften zu ermuthigen. Die Versammlung war zahlreich, indem gar Viele aus diesen oder jenen Ursachen mit dem bestehenden Regiment unzufrieden waren und eine Aenderung der Dinge herbeizuführen suchten. Der Wein und die kräftigen Worte des Schöffen Monheim hatten die Gemüther der Jüngern entflammt, auch die ältern, bedächtigern Theilnehmer des Bundes fühlten sich fortgerissen in den Strudel. Der Rittmeister Lochausen vertheilte das Losungswort, Waffen, und die einzelnen Rollen in dem nächtlichen Drama; auf die glückliche Beendigung des Unternehmens klangen die Becher — da flog die Thür auf mit gewaltigem Stoß, und das blanke Schwert in der Rechten stand die hohe Gestalt des Commandanten auf der Schwelle, hinter ihm blinkten die Partisanen seiner Begleiter, und sein donnernder Ruf schlug an die Ohren der Ueberraschten: „Im Namen des Herzogs verhafte ich die Anwesenden als Rebellen und Hochverräther!" Einen Augenblick lag eine lautlose Stille über der Versammlung, als hätte ein Blitzstrahl des Himmels unter sie geschlagen. Dann fuhren Alle empor! Mit dem Ruf „Verrath! rettet Euch!" stürzte der kühne Lochausen die Armleuchter auf der Tafel um und warf sich auf die Thür, um sich und seinen Gefährten Bahn zu brechen, indeß der größere Theil derselben durch die Fenster oder die Seitenpforten entwich. Kurz und heftig war der Kampf, der sich im dunklen Licht der wenigen an den Wänden hängenden Lampen an der Thür entspann; der Stoß einer Partisane lähmte den Arm des muthigen Rittmeisters, von der Straße her mischte sich das Wirbeln der Trommeln in den Lärmen, kaiserliche Soldaten stürzten herein, ihren Gefährten zu Hülfe, in wenig Augenblicken waren die Zurückgebliebenen überwältigt und gefangen; der Rittmeister

Lochausen war unter diesen, Albert Monheim unter den Entkommenen.

Während dem wirbelten die Trommeln durch die Straßen, Trompeten schmetterten, Reiter jagten auf und nieder, von der Zinne des Schlosses blies der Chur *) in schrillenden Tönen sein mächtiges Horn, die Klappern der Bürger- und Feuerwacht rasselten, und in den wirren Lärmen mischte die Nothglocke vom Rathsthurm ihre Töne, und die Glocken von den Klöstern und Kirchen wiederholten bald den Ruf. Die Pforten der Häuser öffneten sich, und oft kaum halb bekleidet stürzten die Bewohner auf die Gasse. Soldaten eilten zu ihren Sammelplätzen oder auf die Wälle und Thore; die Bürger-Compagnien bildeten sich unter ihren Hauptleuten, und Fackeln und Pechkränze erhellten mit Tageslicht die Straßen!

Der Obrist war überall, seine Thätigkeit schien ihn zu verdoppeln. Unverletzt war er aus dem kurzen Gefecht in der Herberge hervorgegangen, und nachdem er die nöthigen Vertheidigungsanstalten am Thor getroffen, eilte er zurück nach dem Schloß. Schon von fern erblickte er ein Gedräng von Menschen um das Haus des Meister Leonard, durch das er sich von Angst getrieben mit Gewalt Bahn machte. Auf der Schwelle des Hauses stand der wahnwitzige Greis, seine Haare flatterten im Nachtwind, der rothe Schein der Fackeln beleuchtete das verzerrte Antlitz, weit aus streckte er die hagern Arme, wie um Hülfe flehend, während der Mund den Namen seiner Enkelin murmelte. Heulend und schreiend lief die alte Dienerin unter der Menschenmenge umher, Alle

*) Der sogenannte Chur blies von der Schloßzinne bei Feuer oder anderer Gefahr das Nothsignal.

beschwörend um Hülfe und Rettung ihrer jungen Gebieterin, die mit Gewalt von einbrechenden Männern geraubt und weggeschleppt worden. Im Nu war der Obrist bei ihr und hatte sich von dem Geschehenen unterrichtet. Eine Hand faßte seinen Arm, — als er sich umwandte, sah er in das bleiche Antlitz des jungen Schöffen, der den verhüllenden Mantel abgeworfen und in Seelenangst vor dem Freunde stand. „Sie ist geraubt, Philipp, hörst Du! entführt von jenem Bösewicht, den Gott verfluche! Auf, auf, rette sie, wenn Du sie liebst, da es noch Zeit ist. Ihm nach, ihm nach, laß uns keinen Augenblick zögern!" Mit schmerzlichem Ernst wandte sich der Obrist gegen ihn. „Das ist Dein Werk, Albert," sagte er ernst. „Werke des Verraths und der Nacht können nur Verbrechen gebären. Mensch, warum hast Du das gethan?" — Der Schöffe schlug sich wild vor die Stirn. „Laß uns nicht streiten über Meinung und Ansicht, hier hast Du mich, ich übergebe mich selbst den Fesseln. Aber rette sie, sie, die Unschuldige, damit sie nicht mitgerissen werde in das Verderben!"

„Bei der Seele meiner Mutter," schwor der Graf und sein stolzes Auge glühte im Zorn, „ich will nicht ruhen bis ich sie zurückgebracht in dieses Haus. Fahre wohl, Mann! jetzt ist der Kampf mein, und es gilt eine Braut!" — Er winkte, und während Soldaten den Schöffen fesselten und fortführten, eilte er weiter nach dem Burgplatz. Hier hielt bereits der Herzog Wolfgang Wilhelm zu Roß, umgeben von seiner Leibwache, Befehle ertheilend. Auf dem Markt standen die kaiserlichen Reiter in bester Ordnung. Der Rath der Stadt war versammelt, und gab den Bürgerhauptleuten Befehle. Alle Vertheidigungsanstalten

wurden aufs Beste und Schnellste geordnet, die Gefahr eines plötzlichen Ueberfalles war gehoben. Als der Obrist zu dem Fürsten trat, reichte ihm dieser die Hand und schüttelte sie herzlich. „Das ist eine böse Nacht, Herr Graf,“ sprach er, „und eine bittere Erfahrung mehr in meinem Leben. Habt Dank für Eure Wachsamkeit, ihr allein verdanken Wir die Rettung der Stadt und die Sicherung Unserer Person; denn hoffentlich hat es keine Gefahr mehr, da wir den Feind jetzt gerüstet empfangen können. Wir denken mit einem eisernen Gruß die Freunde Unseres vielgeliebten Schwagers zu empfangen.“

„Es ist Nichts zu besorgen, Herzogliche Gnaden,“ sagte der Obrist. „Das Unternehmen des Feindes war nur auf einen Ueberfall berechnet und auf Verrath in der Stadt, und seine Macht ist zu gering, als daß er nur einen Angriff wagen könnte. Einige Kanonenschüsse werden ihm zeigen, daß wir auf der Hut sind, und ihn zurückscheuchen. Auch muß mit Tagesanbruch die Hülfe, die General Corduba sendet, eintreffen. Ihr habt an Obrist Oudacker einen wackern Offizier, der die Vertheidigung leiten wird, gnädigster Herr, darum bitte ich Euch, mich für ein Paar Stunden meiner Pflicht zu entheben, und mir zu gestatten, einen Posten des Feindes am andern Stromufer zu verfolgen. Es ist zugleich ein schändlicher Raub begangen an einer Dame dieser Stadt, und ich habe geschworen, nicht zu rasten, bis ich sie aus den Händen ihrer Räuber befreit habe. Durchlaucht, es ist eine Angelegenheit, die mich persönlich betrifft!“ —

„Ah, ich verstehe,“ sagte der Herzog freundlich, „zögert kei- [illegible]enblick, und es soll mich freuen, wenn Euer tapferer [illegible] vom Glück gekrönt ist. Wir wollen Uns den [illegible]deß schon von den Wällen halten.“

Der Graf flog zu seinen Reitern, sein Gesicht glühte von Muth und Kampfeslust; ehe zehn Minuten vergangen waren, setzte er mit zwanzig der Bestberittenen über den Strom, um die Verfolgung zu beginnen. Hinter ihm krachten die Kanonenschüsse von den Wällen, die dem Feinde zeigten, daß die Vertheidiger der Stadt wach, also der Anschlag mißlungen sey, und ihn getäuscht und verwirrt zum eiligen Rückzug nöthigten. —

Katterbach war mit seinem Raube glücklich ans jenseitige Ufer gekommen, fand aber hier seine Genossen noch unruhig und bestürzt und erfuhr von ihnen den gelungenen Streich des Grafen. Eine Ahnung sagte ihm, wer der Kühne gewesen, und er zauderte deshalb den entworfenen Plan zu erfüllen und nach der Stadt zurückzukehren. Bald überzeugte ihn der Schein vieler Lichter, daß es im Schloß und in der Stadt lebendig werde, und der Klang der Glocken, den die Nachtluft über den Strom herüber trug, gab ihm die Gewißheit, daß der Anschlag mißlungen und die Bürger und Soldaten in der Stadt bei der Hand seien. Sich selbst verwünschend und den Antheil, den er an dem Mißlingen des Unternehmens hatte, wollte er wenigstens die Beute seiner Schandthat in Sicherheit bringen, und gab Befehl zum schleunigen Aufbruch. Die Marchesa noch immer betäubt und widerstandlos wurde auf das von dem Obristen zurückgelassene und von den Reitern aufgefundene Roß gehoben, indem des Grafen Dolch das für sie bestimmte getroffen hatte, und von dem Hauptmann selbst und einem andern Reiter in die Mitte genommen, worauf die Schaar eilig davonritt.

Aber der Rächer war ihnen auf den Fersen. Des Hauptmannes Zögern am Ufer, um sich erst Ueberzeugung zu

schaffen von dem Stande der Dinge in der Stadt, hatte ihn den Vorsprung verlieren lassen, den er sonst gewonnen. Auch dachte er kaum an die Möglichkeit einer schnellen Verfolgung, indem er auch nach Entdeckung des Raubes Alle beschäftigt und besorgt genug glauben mußte, um vor Beginn des Tages an ein Aufsuchen seiner Spur zu denken. So kam es, daß sein Haufe noch keine Stunde die Straße nach den Niederlanden zu verfolgt, als er den Hufschlag seiner Verfolger deutlich vernahm. Der Tag begann so eben im Osten zu grauen und zeigte in seinem Dämmerschein die dunklen Umrisse der beiden Reiterschaaren. Aus voller Brust rief der tapfere Graf den Getreuen sein: Vorwärts zu, als er die Fliehenden erblickte, und mit verhängten Zügeln sprengte die Schaar der Befreier ihnen nach. Zwar jagten diese im vollen Rennen davon, doch waren ihre Rosse von dem Nachtritt weniger frisch, als die der Kaiserlichen, und nach kurzem Wettlauf sah der Hauptmann ein, daß die weitere Flucht unmöglich sei. Ein Blick zeigte ihm, daß die Schaar der Verfolger der seinen nicht überlegen war, und so beschloß er den Kampf um die Dame, da ihm ein anderer Ausweg nicht blieb. Eben hatte er mit seinen Leuten das Dorf Strümp erreicht, und an dem Eingang desselben machte er Halt, die Gegner erwartend, während er von einem Reiter die Marchesa weiter führen ließ. In wenigen Augenblicken war der Obrist mit seinen Begleitern zur Stelle, die Fauströhre der Niederländer knallten den Ansprengenden entgegen, Schwerthiebe klangen, der Kampf begann. Wie ein Geist der Rache mit zornblitzenden Augen suchte der Graf im Getümmel des Reitergefechts den Führer, in welchem er den alten Feind erkannt, da trafen seine Blicke auf Giacomas Gestalt, wie der Reiter die Zügel ihres Rosses

in der Hand mit ihr davon jagte; Hülfe flehend schien sie die Arme zu strecken nach ihrem Befreier. Er erkannte das Thier, das die Geliebte trug, ein schrillender Pfiff seines Herrn, durch den Lärm des Gefechts tönend, machte das treue Thier stutzen, ein zweiter bannte es fest auf der Stelle trotz dem Treiben und Spornen des Reiters, und mit zwei mächtigen Hieben warf der Graf jetzt die nächsten der niederländischen Söldner zur Seite und durchbrach mit gewaltigem Satz des Rosses ihre Reihe. Und das treue Pferd, das die Marchesa trug, und seinen Herrn erkannte, riß sich los von der haltenden Hand, und war mit seiner schönen Last im Nu bei seinem Herrn und mitten im Getümmel des Gefechtes. „Giacoma!" „Philipp!" waren die einzigen Worte, die die Liebenden wechselten, dann umfaßte Philipp die Geliebte mit dem linken Arm und hob sie herüber auf den Knopf seines Sattels, während seine Rechte kräftig das gewonnene Kleinod vertheidigte. In diesem Augenblick traf Katterbach in dem Getümmel auf seinen Feind. Er sah, daß seine Beute ihm von Neuem entrissen, er sah wie die Seinen vor den tapfern Schwertern der Küraßiere bereits wichen und flohen — jede Hoffnung des Sieges war verloren. Da hob er teuflich lachend das Faustrohr und zielte auf die schöne Last des Feindes. Philipp sah die Gefahr und in das tückische Gesicht des Feindes, in die drohende Mündung. Kräftig riß er sein Pferd zur Seite, — da krachte der Schuß, und im Pulverdampf jagte mit höhnendem Zuruf der alte Bösewicht davon. Der Graf aber wankte im Sattel, erlahmt sank der tapfre Arm nieder und das Schwert aus der Hand; die Kugel hatte seine rechte Schulter durchbohrt, mit Mühe nur vermochte er sich im Sattel zu halten und das

Pferd aus dem Gefecht zu leiten, wo seine Reiter eben die Niederländer zur wilden Flucht nöthigten. Ein Schreckensruf des Mädchens führte einige der Küraßreiter herbei zur Hülfe ihres tapfern Führers. Während die Uebrigen die fliehenden Feinde verfolgten, hoben die Getreuen das Paar von dem muthigen Roß und leiteten den Grafen zu einem Sitz vor der nächsten Hütte. Während der Aelteste der Reiter einen Verband fertig machte, kniete die Jungfrau vor ihrem Befreier und bemühte sich das Blut zu stillen, das warm und purpurn über ihre zarte Hand strömte. Das Auge des Ritters begegnete dem ihren, beider bleiches Antlitz überflog der Gluthschein der Liebe. „Giacoma" sprach der Graf bewegt, „ein Mann der Euch liebte, seit er Euch erblickt, wirbt um Euch mit diesem strömenden Blut!" — Und das glühende Haupt an ihn lehnend, die schönen stolzen Augen aufschlagend zu den seinen, flüsterte das Mädchen in süßen Tönen: „Ihr habt mich erworben! Giacoma ist die Eure bis in den Tod!" Ein stolzes, seliges Gefühl durchzuckte das Herz des Grafen. „Mein ist der schöne Sieg, Albert Monheim!" sprach er laut und streckte die Hand gegen die ferne Stadt. Dann umfaßte er die gewonnene Braut und preßte sie fest an die blutige Brust. In der Aufregung der seligen Gewißheit schwanden ihm, vom Blutverlust erschöpft, die Sinne. —

Gegen Mittag zogen die Reiter mit ihrem verwundeten Führer und seiner schönen Befreiten über den Strom in die gerettete Stadt.

Noch war die Bevölkerung in voller Aufregung, lauter Jubel begrüßte die Tapfern, der Herzog selbst empfing sie auf dem Burgplatz. Ihm stellte der Obrist die Marchesa zuerst als seine Braut vor und tiefen Eindruck machte auch

auf den Fürsten die Aehnlichkeit der Jungfrau mit der verstorbenen Herzogin, von der bisher ihm nur das Gerücht zu Ohren gekommen war.

Während er die Dame von seinem Haushofmeister zu dem Hause ihres Großvaters geleiten ließ, nöthigte er den Obristen, sich aufs Schleunigste der Hülfe seines Leibarztes zu unterwerfen.

---

Die volle thätige Jugendkraft, das Bewußtsein des Glückes, das seiner harrte, beschleunigte die Heilung der Wunde des Grafen. Täglich hatte ihm die alte Amme Botschaft gebracht von der Geliebten, und die sorgfältigste ärztliche Pflege erleichterte sein Krankenlager. Auch eine andere Kunde brachte ihm Frau Käthe, die von der seltsamen Umwandlung des Greises. Von dem Augenblick an, wo er die verlorene Enkeltochter wieder in seine Arme geschlossen und aus ihrem Munde selbst die That ihres muthigen Retters erfahren, so wie das Bündniß ihrer Herzen, hatte sein Tiefsinn sich gemildert, die schweren Anfälle des Wahnsinns waren immer seltener und schwächer geworden, die lichten ruhigen Zwischenräume dagegen immer dauernder, und mit zärtlicher Sorgfalt beschäftigte er sich in ihnen mit dem Glück des Mädchens, und sprach mit ihr von ihrem Geliebten. Es war, als sei eine Last von seiner Seele genommen, als sei diese Verbindung die Sühnung und Lösung einer großen Schuld. Nur selten noch faßten ihn die schwarzen Geister des Wahnsinns und trieben ihn zu tollem Rasen.

Es war in der Mitte des Juli, als der Graf das Krankenlager verließ, und zum ersten Mal die Geliebte wiedersah.

An ihrer Hand trat er zu dem Greis und warb um die Braut. Dunkle Geister der Erinnerung zuckten über das Antlitz des alten Mannes, als er das Paar vor sich sah; einige unverständliche Worte murmelnd, fügte er die Hände zusammen, dann floh er eilig in sein geheimes Gemach, in das ihm Niemand folgen durfte, und bis an den frühen Morgen hörte Frau Käthe sein Wimmern und Stöhnen, wie er in strengen Bußübungen den gebrechlichen Leib zerfleischte. Jeden Abend und die freien Stunden des Tages brachte der Obrist, der zwar noch den verwundeten Arm in der Binde trug, aber bereits wieder die Pflichten seines Amtes übte, nun bei der geliebten Braut zu, doch nur selten sah er den Greis, der mit einer ängstlichen Scheu dem Paare auszuweichen suchte, obgleich jene entsetzlichen Anfälle des Wahnsinns jetzt ganz verschwunden schienen. — Der Fürst bewies dem jungen tapfern Führer bei jeder Gelegenheit seine Achtung und seine Dankbarkeit; immer fester und inniger schloß sich des Grafen Herz an die Geliebte, immer enger verband das heiße Gefühl der Liebe ihre Herzen und webte ihnen Stunden und Tage zu seligen Minuten. Graf Philipp, der kühne, stattliche Mann, schien nur zu leben in der sinnigen hochherzigen Jungfrau, Giacoma nur in ihm. Da traf ein kaiserlicher Befehl ein, welcher den Grafen mit seinen Truppen abrief, indem auch General Corduba mit seinen Schaaren die bisherige Stellung verlassen und nach dem bedrohten Oberrhein ziehen mußte, wogegen bald darauf der Feldmarschall Hatzfeld mit seinem Corps zum Schutz der Fürstenthümer eintreffen sollte. Mit dem ersten August sollte der Graf seinen Posten verlassen, nur wenige Tage blieben ihm noch bis dahin. Er eilte zu der Geliebten, und beschwor sie, die

besprochene Frist abzukürzen und noch vor dem Abzug die Seine zu werden, damit er sie als seine Gattin mit sich nehmen und auf seine Besitzungen in Oestreich führen dürfe. Auch die Marchesa wollte den geliebten Mann nicht mehr verlassen, und so wurde die Trauung denn auf den letzten Tag des Juli festgesetzt. Herzog Wolfgang Wilhelm, als der Graf ihm seine Verbindung anzeigte, erbot sich zum hochzeitlichen Führer, und bestand trotz dem Ablehnen des Bräutigams darauf, ihm ein festliches Mahl und Beilager im Schloß selbst auszurüsten.

Während diese seine eigene Angelegenheiten den Obristen beschäftigten, war den im schwarzen Horn und auf spätern Verdacht festgenommenen Verschwörern der Prozeß gemacht worden, und mit unerbittlicher Strenge ließ der Fürst diesmal den Gesetzen freien Lauf. Der Magistrat der Stadt selbst, unter Beisitz mehrerer fürstlichen Räthe mußte die Angeklagten richten. Ein sehr bitteres Gefühl trübte das Glück des Obristen, als er in seiner Stellung als Kommandant und Zeuge die Ladung erhielt, der Gerichtssitzung zwei Tage vor seiner Hochzeit beizuwohnen. Doch erheischten die Ehre und die Nothwendigkeit die Erfüllung dieser bittern Pflicht, und so erschien er in dem Rathssaale und nahm seinen Platz ein. Zum ersten Mal, seit er ihn selbst in jener unglücklichen Nacht den Fesseln überliefert, sah er hier den ehemaligen Freund wieder. Albert Monheim war bleich und angegriffen, sein Muth und seine Willenskraft aber ungeschwächt, und mit Festigkeit, ja mit Stolz antwortete er den von dem Schöffengericht ihm vorgelegten Fragen, und erklärte mit Ruhe seine politische Meinung und die Gründe, welche ihn in reinen Absichten für das Wohl der Stadt und ihre Freiheit

zu dem Anschlag vermocht hätten. Doch nahm er edel alle Schuld auf sich und suchte sie von den andern Angeklagten abzuwehren. Als der Obrist dazu aufgefordert sein Zeugniß ablegte, ruhte des Gefangenen Auge fest aber ohne Vorwurf auf dem Freunde. — Rittmeister Lochausen als ein zweites Haupt der Verschwörung angeklagt, sprach kühn und trotzig. Er suchte seine Schuld nicht zu verbergen oder zu mildern, verweigerte aber die Unterwerfung unter das Gericht, weil er kein geborner Unterthan des Herzogs oder Bürger der Stadt sei. — Die Verhandlungen des Schöffengerichts währten nur kurze Zeit, da die Beweise offen vorlagen, und in dem Hause Monheims sein Briefwechsel mit den feindlichen Partheien gefunden worden war. Mehrere der Angeklagten, aus angesehenen Bürger- und Patrizierfamilien der Stadt, wurden des Weichbildes oder des Landes verwiesen, andere mit harter Geldbuße und Haft bestraft, Albert Monheim und der Rittmeister Lochausen aber verurtheilt, wegen Hochverraths mit dem Beil vom Leben zum Tod gebracht zu werden. Mit dumpfer, bewegter Stimme verkündete der Aelteste der Rathsschöffen, Doctor Dreyer, ihnen das Urtheil. Am andern Morgen auf öffentlichem Markt sollte der Spruch vollzogen werden.

An der Thür des Rathssaals drängte sich am Schluß des Gerichts der Obrist zu dem Freunde und bot ihm mit stummem Schmerz die Hand. Albert ergriff sie und drückte sie herzlich. „Du hast gehandelt als Mann, Philipp, und wie Deine Pflicht es erforderte! Doch verkenne auch mein Thun nicht, das die Ueberzeugung allein geleitet, meiner Vaterstadt einen Dienst zu leisten. Daß ich Dich hinterging, es geschah allein, um Dich vor der Gefahr zu sichern. Ein

Höherer denn wir, hat es anders geleitet, und ich beuge mich! Auch in meinen Kerker ist die Kunde gedrungen von der männlichen That, mit der Du Giacoma d'Origlia dem Schurken Katterbach entrissen. Der Kampf zwischen uns ist vorüber, Du bis der Sieger, und ich gönne Dir das Glück!"

„Sie ist meine Braut," sagte der Obrist, „und übermorgen die Trauung, ich führe sie fort von diesen traurigen Erinnerungen, denn der Befehl des Kaisers ruft mich, Gott sei Dank, von hier. Du aber fasse Muth, Albert; denn was ein Freund thun kann, um Dir die Begnadigung des Herzogs zu erwirken, das soll gewiß geschehen!" — Der Verurtheilte schüttelte den Kopf. „Ich bitte Dich, Philipp, bei unserer alten Freundschaft, thue keinen Schritt für mich. Es ist gut so, wie es gekommen! ich mag nicht leben, und der Morgen soll mich bereit finden als Mann. Lebe wohl, Philipp, Deine Braut ist warm und schön, die meine kalt und schneidend. Sei glücklich und bitte Giacoma, in ihrem Glücke auch meiner zuweilen zu gedenken!" Er preßte dem Freunde die Hand, und drängte sich hastig von ihm weg in die Mitte seiner Wächter.

Am andern Morgen als die Sonnenstrahlen durch die Eisenstäbe hell und freundlich schienen, saßen in seinem wohlverwahrten Gemach auf der Zollpforte, dem damaligen Gefängniß, die beiden Verurtheilten. Albert Monheim war eben vom tiefen, mit lichten trügerischen Traumbildern ihn umgaukelnden Schlaf erwacht, und fand den Gefährten in tiefes Sinnen versunken, auf seinem Lager sitzen. „Ich habe einen seltsamen Traum gehabt," erwiederte ihm Lochausen auf seine Frage, „doch laß mich jetzt schweigen, Du sollst davon hören, wenn wir an Ort und Stelle gekommen sind." —

Die Stunde der Hinrichtung nahte, die Zeit bis dahin brachten die Gefangenen mit geistlichen Vorbereitungen zu ihrem Tode hin, Albert Monheim mit fromm ergebenem Geist, Lochausen zwar achtungsvoll, doch mit ungebeugtem Sinn die kirchlichen Pflichten erfüllend, und den Mahnungen und Worten des Priesters horchend. So schlug die zehnte Stunde der Doctor Dreyer mit dem Gefängnißvogt und von den Schöffen in ihren schwarzen Amtstracht begleitet, trat in das Gefängniß, die Verurtheilten zum letzten Gange abzuholen. Draußen warteten ihrer die Soldaten der Stadtwache, die mit den herzoglichen Trabanten in weiter Reihe den Weg bis zum Marktplatz und diesen selbst besetzt hatten. Der Magistrat der Stadt, die herzoglichen Collegien, die Prozessionen der Kreuzherrn und der Kapuziner, die Sodalitäten und frommen Bruderschaften der Herren und Bürger (gestiftet im Jahre 1619 und 1621), in ihrer Mitte die beiden Särge tragend, bildeten einen feierlichen, traurigen Zug.

Kopf an Kopf gedrängt bedeckte das Volk den Marktplatz, vielfaches Schluchzen, manches Zeichen der Theilnahme ertönte aus der Menge, während die Verurtheilten unter dem eintönigen Geläute der Rathsglocke ihren Weg nach dem Gerüst fortsetzten, das auf der Mitte des Marktes aufgeschlagen und mit schwarzen Tüchern behangen war. Wenn auch das Unternehmen des Schöffen selbst unter dem größern Theil der Bürger keinen Anklang gefunden, so war doch die Person Albert Monheims allgemein beliebt, und weckte die Theilnahme. — Am Fuß des Gerüstes verlas der Doctor Dreyer nochmals das Urtheil, nach alter Weise wurde der Weidenstab gebrochen unter dem verhängnißvollen Sprüchlein, und die Verurtheilten dem Nachrichter überliefert, der ihrer auf

dem Gerüst harrte. Mit festen sichern Schritten erstiegen Beide die wenigen Stufen, sie hatten die Erlaubniß erbeten und erhalten, ungebunden den Tod zu erleiden. Unter der Scheere des Henkers fielen ihre langen Haare. Lochausen war der Erste an der Reihe, und während sein Gefährte niederkniete zum Gebet, winkte jener den Henker zurück, und trat vor bis an den Rand des Gerüstes. „Männer von Düsseldorf!“ sprach er mit lauter hallender Stimme, daß jedes seiner Worte vernehmlich wurde dem lautlos schweigenden Volk, „Ihr nehmt mein Leben, weil ich die schwarze und weiße Fahne auf Eure Thürme pflanzen wollte! Und doch zeigte mir ein Traum in der vergangenen Nacht diese Fahnen von Euren Thürmen wehen, und der letzte Traum eines Verurtheilten vor dem Tode soll ja nimmer täuschen und die Zukunft verkünden. Grünen und blühen wird Eure Stadt in Kunst und Bürgerwerth, denn sie ist eine schöne Perle am Rhein. Aber die schwarzen Adler, die Ihr jetzt zurückgewiesen, werden einst horsten auf Euren Mauern, und mit ihren gewaltigen Flügeln Euch bedecken, und das Land weit und breit am schönen Rheinstrom! Unter ihrem Fittich mag dann Eure Stadt neu blühen und wachsen, und Einigkeit und Freiheit in ihr sein im Glauben und Handeln, wie sie dem Manne geziemt. Eherne Boten der Freiheit werden zwar jenes stolze Schloß zusammenstürzen, und Eure Wälle und Mauern sinken, wie der Traum es mir zeigte, aber die Brust des Bürgers und sein freier männlicher Sinn, sein kräftiges Wort wird am besten seinen Heerd und sein Recht vertheidigen, und die Vaterstadt geehrt machen. Nur die Trümmer der stolzen Fürstenburg werden Euch bleiben, aber ein Fürst von dem Adlergeschlecht wird einst unter Euch

wohnen, ohne Mauern und Wachen, denn er selbst wird nicht Euer Herr, sondern der Erste Eurer Bürger sein, und seine hohe Frau Euren fernen Enkeln ein Muster an Tugend und Güte! — Möge der Traum sich erfüllen, und kein Opfer wie das unsre erst nöthig sein, wenn einst die schwarzen und weißen Farben von Euren Thürmen wehen!" — Er winkte zum Abschiedsgruß mit der Hand und trat muthig zurück und kniete nieder am Block. — Sein Haupt fiel!

Der Schöffe Monheim erhob sich, an ihm war die Reihe, und zum letzten Mal schweifte sein Blick über die altbekannte Umgebung, die Spielplätze seiner Jugend, die vertrauten bekannten Menschen, zum letzten Male hinüber, wo der hohe Thurm der Lambertuskirche sich in den blauen Gotteshimmel streckte, ihm die Stelle deutend, wo *sie* athmete. Ihren Namen sprechend trat er zu dem Block, — da durchbrach ein Ruf das Schluchzen der Menge. „Haltet ein! haltet ein, im Namen des Herzogs!" klang es mit Donnerstimme immer näher und näher, und um die Ecke des Marktplatzes stürzte ein stattlicher Mann, ein weißes Tuch hoch in der Linken schwenkend und warf sich in die Volksmenge und brach sich Bahn mit gewaltiger Kraft, — und „Gnade! Gnade!" scholl der Ruf durch das Volk und klang wieder im hundertfältigen Jubel, und von der Menge fast getragen kam Graf Philipp von Geroldstein, der Lebensbote, zum Schaffot und flog die Stufen hinauf und an den Hals des geretteten Freundes. Dann trat er vor an den Rand des Gerüstes und die tobende Menge zur Ruhe winkend, sprach er mit lauter hallender Stimme: „Bürger von Düsseldorf, freut Euch mit mir, daß die Gerechtigkeit Eures Fürsten mit einem Opfer sich begnügt, und seine Gnade diesem Mann

das verwirkte Leben geschenkt hat. Hoch lebe der Herzog!" und mit donnerndem Hoch stimmte die leicht bewegte Menge ein in den Ruf, und während einer der Räthe des Herzogs, der dem Grafen gefolgt, dem Gericht den Befehl des Fürsten übergab, der die Todesstrafe des Schöffen Monheim in lebenslängliche Verbannung aus den fürstlichen Landen verwandelte, zog der Graf fast mit Gewalt den Freund von der blutigen Stätte in ein Gemach das Stadthauses. Wie ein Traum noch erschien dem Bürger die Umwandlung seines Schicksals, und verstört blickte er den Freund an. „Warum kamst Du nicht wenige Minuten später, Philipp," sagte er finster, „dann wäre Alles vorüber gewesen und ich glücklich. Ich sah dem Tod ruhig ins Auge, und vermag Dir für die Rettung eines traurigen Lebens nicht zu danken!" Aber Graf Philipp drückte ihn ans Herz und sagte ermuthigend: „Sei ein Mann, Albert, und nimm das Geschenk aus der Hand des Freundes, oder wenn Du diese verschmähst, aus der Hand Deiner und seiner Geliebten. Ich konnte den Freund nicht sterben lassen, und sie war es, die mich immer aufs Neue antrieb, als mein Bitten und Vorstellungen an dem diesmal so strengen Sinn des Herzogs scheiterten. Da führte ich auf ihr Verlangen sie selbst vor einer Stunde noch in das Schloß und knieend flehte sie den Herzog um Dein verwirktes Leben als Brautgeschenk, und ich forderte es als Belohnung für die Rettung seiner Person und seiner Stadt. Die Minuten waren kostbar, aber ein Gott gab uns die Rede ein, das Herz des Fürsten zu bewegen, während schon die Glocken verkündeten die Nähe des schrecklichen Todes, und der hl. Jungfrau sei Dank, noch kam das Wort der Gnade nicht zu spät. Du bist verbannt, und mußt mit der Abend=

glocke die Stadt verlassen, aber diese Stadt ist ja nicht die Welt, und mit offnen Armen wird der Churfürst von Brandenburg den Mann willkommen heißen, der für sein Interesse fast den Tod erlitten. Sei ein Mann, Albert, und benutze das Leben, das Dir der Himmel wiedergibt, zu redlichem Wirken und Handeln, Du kannst des Guten noch viel thun! Ziehe Du nach Norden, ich gehe nach Süden und führe mit dem nächsten Tage Giacoma in ihre neue Heimath. Unsere Wege trennen sich hier, lebe wohl Freund, und Gott sei mit Dir!" — Thränen flossen über des Bürgers bleiche Wangen. „Lebe wohl" sagte er, „und danke ihr in meinem Namen. Ich nehme als ihr Geschenk das Leben an, und fortan soll es nur der Erinnerung an Euch gehören!" — Und zum letzten Male im Leben drückten sich die beiden Männer fest und innig an's Herz, während draußen auf dem Markt der Grabgesang verhallte, mit dem die fromme Bruderschaft den Leichnam des Hingerichteten davontrug, und jubelnd die Volksmenge das Schaffot zerstörte. — —

Es war am späten Abend; die Sommerhitze hatte am Nachmittag dumpf und schwül auf der Gegend gelegen und schwere Wolken heraufgeführt, die nun den Horizont umlagerten. In mächtigen leuchtenden Blitzstrahlen kühlte sich das Wetter, und immer lauter verkündete der Donner das Heraufziehen der Gewitter.

Von dem Thurme zu St. Lambertus hatte die Glocke die eilfte Stunde verkündet, als im Schein der Blitze ein leichter Kahn stromauf fuhr und nahe an dem Hause des Meisters Leonard anlegte. Der Mann, der allein in dem Kahn saß, befestigte ihn im Schatten eines Mauervorsprungs und blieb dann stumm und sinnend auf die Bank gelehnt,

das Auge nach dem Hause gerichtet. Es war Albert Monheim, der Verbannte, der am Abend bereits die Stadt verlassen, und im Schatten der Nacht zurückkehrte, unter dem Fenster der so heiß Geliebten und nun für immer Verlorenen noch eine Stunde zu verträumen. Tiefe Schmerzen zogen durch das Herz des jungen Mannes, und das Gefühl der ewigen bittern Entsagung nährte sich mit den Träumen von Liebe und Lebensglück, die ihn einst umgaukelt. Es war das letzte Opfer, das er den ihm ewig unvergeßlichen Gluthen des Herzens brachte, und jene Stunde reifte ihn mit ihrem Winterhauch der Entsagung zu dem kalten ruhigen Staatsmann, zu dem besonnenen ernsten Politiker und Diener seines Fürsten, den seine spätern Zeitgenossen und das Land, das seine neue Heimath zu werden bestimmt war, in ihm erkannten und ehrten. — Ruderschlag weckte den Verbannten aus seinen Träumen. Ein Kahn von zwei Männern geführt fuhr an dem seinen, im Schatten eines Mauervorsprungs verborgenen, vorüber, und legte unter dem dunklen Hause an. Der Eine verließ den Kahn und probirte an der Pforte, die zum Strome führte, vergeblich einen Schlüssel. „Zum Teufel," sagte er unwirsch zu seinem Gefährten, „die Hunde haben die Thür von Innen versperrt. Ich hätte dem alten Sünder gern noch einen Besuch abgestattet und ihm die Gurgel abgeschnitten, um ungehindert zu seinem Gelde zu kommen. Nun so bleibts dabei, was ich erst beschlossen, und der gräfliche Schurke soll von dem Gold auch nichts haben, und von dem Bräutchen nur einen Leichnam, den er sich in allen vier Winden zusammen suchen kann. Ich will ihm eine Brautfackel anzünden, die seine Hochzeit bis in die Wolken tragen soll, und dies Bürgerpack aus ihren Betten werfen, daß sie sich in den

Lüften Gutenacht sagen können. Hast Du die Lunte bereit und das Zündpulver?" — „Hier ists, Hauptmann," entgegnete tückisch der Zweite. „Die Feilen zum Durchsägen des Gitterwerks habe ich bei der Hand, und in einer Viertelstunde können wir im Thurm sein und dem ersten Pulverfaß den Boden eingeschlagen haben. Dann die Lunte vorsichtig hinein, und wir auf und davon, damit wir in Sicherheit sind, wenn die Explosion erfolgt. Es wird ein Mordspektakel werden, denn es lagen an 300 Fässer Pulver im Thurm, als ich das herzogliche Wamms auszog und davon lief, um auf meine eigne Hand zu marodiren. Teufel! das Bürgervolk soll an uns denken!" — „Ich habe geschworen mich zu rächen" sagte der Hauptmann, „und wenn ich im Augenblick zur Hölle fahren sollte! Den alten Henkersknecht und sein zartes Täubchen, diesen Grafen, das Bürgervolk, Alle soll meine Rache vernichten. Danke ich's ihnen nicht wieder, daß mich der Meurser Graf und seine niederländischen Verbündeten auf und davon gejagt, weil sie mir die Schuld beimaßen, daß durch mich allein ihr Anschlag auf die Stadt mißglückt sei! Mit genauer Noth bin ich dem Strick entgangen. Ich will ihnen aber jetzt ein Wahrzeichen schreiben, was der Katterbach zu thun vermag! Es ist gut, daß wir Beide uns zusammen gefunden, wir passen zueinander, und Du sollst reiche Erndte haben für die heutige Nacht. Laß uns weiter hinab rudern, wir können dort leichter über die Mauer, und die Schildwach am Thurm wird uns in dem Wetter nicht bemerken! — Horch, wie es donnert! Die Pinsel bilden sich dann am Ende ein, der Blitz hätte in ihren Pulverthurm geschlagen!" Er faßte das Ruder, sein Blick fiel auf das Haus. „Schau," sagte er, „da ist Licht in dem Gemach des

alten Narren, und ich sehe zwei Männerschatten. Der eine große scheint mein Gräflein zu sein! Bei der Hölle, das schickte sich herrlich, dann könnten sie alle zusammen den hochzeitlichen Bettsprung machen. Heissa, mein Gräflein, jetzt halte ich Rechnung mir Dir!" — Im Dunkel verschwand eilig der Kahn, entsetzt lauschte Albert Monheim den sich entfernenden Ruderschlägen. Gleich im Anfang hatte er die Stimme des Hauptmanns Katterbach erkannt, und Unheil geahnt, aber eine solche entsetzliche Absicht lähmte ihm fast die Kraft der Seele und des Denkens! Eine gräßliche Angst um den Freund, um die Geliebte und um die Vaterstadt durchzuckte sein Herz! Eilig löste er den Strick, der den Kahn hielt, um die Bösewichter zu verfolgen und sie zu hindern mit dem eigenen Leben an der Ausführung ihres verruchten Anschlags. Da aber brach das Wetter los in voller majestätischer Kraft, der Sturmwind brauste mächtig über den Strom, und trieb das leichte Gefähr weit hinaus in das Wasser. Vergebens kämpfte sein einzelner Arm gegen die Elemente, kaum vermochte er das kleine Fahrzeug vor dem Umschlagen zu bewahren, vergebens waren seine wiederholten Anstrengungen, das Ufer wieder zu gewinnen, auch sein Ruf verhallte im rollenden Donner, und immer weiter trieb er hinaus mit dem aufgeregten Strom, und die Zeit verstrich mit Windeseile; noch eine gewaltige Anstrengung, und das eine Ruder brach, widerstandlos war er den Wellen preisgegeben. Da faßte er einen verzweifelten Entschluß. Er warf sein Oberkleid ab, und einen Blick hinauf in die feuerspeienden Wolken werfend, stürzte er sich muthig in die dunkle Fluth und theilte sie mit gewaltigem Arm. — —

Philipp von Geroldstein hatte den Abend an der Seite

der geliebten Braut zugebracht. In wenig Stunden sollte sie ein heiliges Band für ewig vereinen, der sichere Besitz, das seligste Glück lag vor ihnen! Heiter lachte ihnen der kommende Morgen, und so kurz, so kurz war ja nur die Nacht, die sie davon trennte!

Aber centnerschwer wiegen die Augenblicke in der Wage des Schicksals, und mit Gedankenschnelle schreiten die dämonischen Gewalten!

In traulichem Gekose, während draußen schon das Wetter tobte, war den Liebenden längst die gewohnte Stunde der Trennung verstrichen, Giacoma selbst mahnte endlich den Bräutigam zum Aufbruch, doch nur mit Mühe vermochte dieser sich zum letzten Mal von ihr loszureißen, und immer von Neuem wieder preßte er die Braut an das fröhlich und glücklich klopfende Herz. Endlich hatte er den letzten Kuß auf ihre Lippen gedrückt, und trat zur Thür, da öffnete sich diese, und Meister Leonard erschien in ihr, bleich und verstört, und winkte dem Grafen ihm zu folgen.

Um so auffallender war beiden die plötzliche Erscheinung des Greises, als er jedes Begegnen den ganzen Tag über sorgfältig gemieden. Giacoma trat liebevoll auf ihn zu und faßte seine Hand. „Ihr seid nicht wohl, Großvater, und Euer Blut fiebert,“ sagte sie zärtlich. „Kommt, begebt Euch zur Ruhe, damit uns der morgende heilige Tag nicht durch Euer Leiden gestört werde. Es ist ein schlimmes Wetter da draußen, Ihr hättet nicht fortgehen sollen an diesem Abend.“ — Der Greis sah sie mit einem starren Blick an, und wies sie zurück. „Du irrst Töchterlein,“ sagte er, „mir war seit lange nicht wohler, denn heute! Aber es ist ja morgen Dein Hochzeitstag, und da habe ich mit Deinem Bräutigam heute

noch Einiges zu bereden, und ihm den Mahlschatz zu zeigen, der Deine Mitgift ist. Kommt, Graf von Geroldstein, und begleitet mich in mein Kämmerlein!" Ein seltsames unheimliches Lächeln hatte das Gesicht des Greises verzogen, als er von der Mitgift seiner Enkelin sprach, und eine düstere Ahnung überkam die Seele der Jungfrau, und sie bat den Geliebten leise, die Unterredung doch lieber bis morgen zu verschieben; doch dieser lächelte zu ihrer Besorgniß, und folgte dem winkenden Greise.

Der Alte führte ihn nach dem Gemach im hintern Theil des Hauses, worin er mit Katterbach jene Unterredung gehalten. Am Abend, — es war ein Freitag — hatte er sich wie früher wieder aus dem Hause geschlichen, und die Stunden in der Kreuzherrnkirche zugebracht; von dort war er eben zurückgekehrt, als er das Gemach seiner Enkelin betreten. So frei und kräftig auch der Geist des Obristen war, so überfiel ihn doch ein gleich drückendes Gefühl, wie die Jungfrau, als er durch den dunklen Gang dem voranschreitenden Greise folgte. Aber ein Grausen fesselte seinen Fuß, als er an die Schwelle des Gemachs kam und der Alte die Thür öffnete. Denn auf ihr drohend und zurückweisend glaubte er im matten Schein der Kerze jene geisterhafte Gestalt zu sehen, die ihm schon zwei Mal warnend erschienen. Ernst und schmerzlich blickte ihn das große schöne Auge aus dem wohlbekannten Gesicht an, ihre weiße Hand war abwehrend erhoben, es schien ihm, als deute sie auf das Purpurband um ihren Schwanenhals, dann zerfloß immer dunkler und dunkler das schöne geisterhafte Haupt in dem Dämmerschein, und purpurne Quellen schienen aus dem Halse zu rieseln. Da weckte ihn ein Ruf des Alten

aus seinem Staunen — das warnende Bild war verschwunden, und sich ermannend, trat der Graf in das Gemach. Hinter ihm schloß sich die Pforte. —

Philipp war allein mit dem Greise in der unheimlichen Umgebung, und das düstere Aussehen desselben, die starren Blicke machten ihn besorgt für einen neuen Ausbruch seines entsetzlichen Leidens. Doch ehe er diese Besorgniß aussprechen konnte, wies ihn ein ernster Wink des Greises nach einem der Sessel. Mit hastigen Schritten maß der Alte das Gemach, dann blieb er vor dem Grafen stehn und betrachtete ihn mit scheuen finstern Blicken. „Ich will Euch eine Mähr erzählen, Herr Graf von Geroldstein,“ sagte er düster, „die ihr vor Eurer Hochzeit hören müßt. Sie ist gar zu schnackisch und schön und eine liebliche Kunde für einen Hochzeiter. Hört zu Gräflein!“ Die Augen des Alten starrten mit unheimlichem Ausdruck auf den Erschrockenen, während er mit fast tonloser Stimme die Mähr begann. „Es war einst ein Mann,“ sprach er, „dem fraß die Lust nach dem schnöden Gold und stolzer Dünkel am Herzen, und böse Schlangen der Bosheit und des Hasses nisteten in seinem Innern! Der diente einer Herrin so schön und mild, daß die Engel im Himmel schwarz sind gegen ihre Tugend. Und die Herrin überhäufte den bösen Knecht mit Liebe und Güte und hatte ihm ihr volles Vertrauen geschenkt. Da begab sichs, daß der Freier der Herrin, ein stolzer stattlicher Mann, mit dem Diener in Wortwechsel kam und den Frechen schlug, und als die Gebieterin dazu kam, schallt sie noch den Trotzigen und gab ihm Unrecht. Da entbrannte der Teufel des Hasses in seiner Brust und von dem Augenblick an ward er ihr rastloser heimlicher Feind. Die Gelegenheit, seine

Tücke zu üben zeigte sich bald; denn eine höhere Macht brach das Band der Liebe und zwang die Herrin zu einem verhaßten Ehebund. Von dem fremden Golde geblendet, bot der treulose Vertraute willig die Hand zur Ueberredung, und sein Trug und seine List war kein kleines Werkzeug bei der Knüpfung dieser unglücklichen Heirath. Mit blutendem Herzen, aber mit Sang und Klang, mit Spiel und Fest zog die junge Herrin ein zu dem neuen Gemahl, und der Mann ihrer ersten Liebe starb im bittern Gram. Aber noch nicht genug war des Unglücks über der Armen, denn schweres Leid traf sie an der Seite ihres kranken Gemahls und Feinde erwuchsen ihr überall, die schmähten ihre reine Tugend und verdächtigten ihr redlich Wollen. Es war Einer, ein Mächtiger des Landes, in dessen Herzen wohnten alle Teufel, und er haßte die Tugend der hohen Frau, drum suchte er ihr Verderben. Er und die eigne Blutsfreundin, sie klagten die Engelreine an, und setzten sie in den Kerker und ließen sie die schönen Jahre ihres Lebens vertrauern in schnöder Haft. Jener rothes Gold und Versprechungen aber hatten den treulosen Diener der Herrin erkauft, daß er sich ganz von ihr wandte zu ihren bittersten Feinden, vergessend ihrer Gnade, und daß er dem Bösen seine Seele übergab und ihr Ankläger wurde mit falschem Eid und Zeugniß. Aber noch nicht gesättigt war der Haß ihrer Verfolger und nur der Tod konnte ihn befriedigen. Was der Mächtigen schwarzes Herz wollte, das sprach der Mund feiler Richter als Recht. Es war eine böse Nacht, als der Spruch heimlich vollzogen werden sollte, und die Geister der Hölle tanzten frohlockend um den hohen Bau und sprudelten mit den rauschenden Wellen es Stroms! Hast Du den

Blutfleck gesehn, Gräflein, den kein Waschen vertilgt auf dem dunklen Estrich? Fluch über die stolze Burg, in der die ungeheure Thal geschah! In Trümmer möge sie fallen, und nur ein Denkmal bleiben des blutigen Mordes! — Ha wie ich sie vor mir sehe in dem schwarzen Gewand, so ernst und streng. Selbst der Henker, den sie heimlich herbei geholt aus weiter Ferne, die That zu verrichten, weigerte sich und wollte lieber sein eigenes Leben lassen. Da trat der Satan zu dem bösen Diener in den Gestalten des Marschalks, seines neuen bösen Herrn, und einer tückischen Frau, und drückte ihm das Schwert in die Hand und bat und befahl, und versprach ihm reiche Ehre, und ließ das rothe Gold blitzen in seinen Augen. Und die Wuth und die Gier erfaßten seinen Sinn und der Teufel führte seine Hand — — Wie sie da kniete, mit dem weißen Schwanenhals! Was thatst Du mit dem weißen Hals! Purpur ist der Fürstenschmuck, — scharf war das Schwert, und aus hundert Adern sprudelte das rothe Blut!"

Mit weit aufgerissenen Augen schaute der Greis vor sich hin, als sähe er eine Erscheinung, und ballte die Fäuste. Aus den Wangen des Grafen war das Blut gewichen, und entsetzt starrte er auf den Alten, wie Nebelschleier deckte es seine freie Seele; da lachte der Meister grell auf, daß es wie das Hohngelächter eines Teufels klang. „Philipp von Manderscheid, stolzer Graf, der Du um eine Fürstentochter freist, steh auf aus Deinem Grab und komm zu Deiner Braut!" und seine Faust krallte sich um den Arm des Eidams und zog ihn hin zu der Nische, welche der dunkle Vorhang überdeckte. Ein Riß, und er flog zur Seite, und von der Wand in schwerem Eichenrahmen schaute mit den

seltsam melancholisch schönen Zügen das gleiche Bild, wie im Schwanenzimmer der Herzogsburg, den Grafen an. Der Ruf, „Giacoma,“ entfloh seinen Lippen, aber höhnisch auf lachte der Wahnwitzige, „Giacoma sagst Du?“ schrie er mit gellender Stimme. „Alberner Thor! Nieder auf die Knie mit Dir, Philipp von Manderscheid, denn Du stehst vor Deiner fürstlichen Braut Jacobea, der Heiligen!“ Und mit eiserner Gewalt drückte er den Willenlosen, Entsetzten nieder auf die Knie und beugte sich dann zu ihm und flüsterte verstört: „Weißt Du denn noch nicht, daß Jacobea und Giacoma ein und dieselben sind, ein Geist, ein Schatten, heraufgestiegen zu meiner Verfolgung? Es ist eine Gerechtigkeit dort Oben, wo der Donner jetzt rollt und die Blitze leuchten, und ihre Vergeltuug hat die Gemordete neu erstehen lassen durch göttliche Fügung aus dem eignen Blute des Mörders!“

Entsetzt, im innersten Mark erschüttert versuchte der Graf sich empor zu raffen, aber mit unwiderstehlicher Gewalt hielt die Hand des Wahnsinnigen ihn fest. „Stille, stille mein Söhnlein,“ sagte grauenhaft flüsternd der Alte, „ich habe Dir einst schweres Leid bereitet und will zur Vergeltung jetzt Deine Vermählung feiern, und Dir eine Aussteuer geben, wie sie kein König hat. Zieh den Ring an, der vor Dir am Boden ist. — Zieh ihn an!“ wiederholte er mit Donnerstimme, als der Graf zögernd vor sich hin starrte, und willenlos gehorchte dieser und zog den Ring. Eine Holztafel des Estrichs hob sich und zeigte ein offenes Behältniß. Säcke voll Geld boten sich den Blicken. „Gieb mir das Gold heraus, das schöne rothe Gold, Gräflein,“ herrschte der Alte. „Das Gold ist mein, Dein Brautschatz liegt tiefer!“ Und wie von einer unheimlichen Macht ge-

zwungen, seiner selbst unbewußt durch das Entsetzliche, was seine Seele bestürmte und seine Kraft, seine Gedanken lähmte, gehorchte willenlos der Knieende, und hob die Geldsäcke aus dem Kasten. Des Wahnsinnigen Augen lachten und funkelten vor Freude beim Erblicken seines Schatzes. „Weiter! weiter!“ schrie er mit drohender Stimme, und wieder faßte der Graf in den dunklen Raum, und reichte ihm ein Tuch, halb vermodert, von Blut getränkt; der Wahnwitzige warf es zu Boden. „Das ist Fürstenblut,“ schauderte er, „aber es ist bleich geworden und matt, und roth, roth muß das Tuch sein, wie die Höllenflammen in meinem Gehirn. Faß zu Gräflein, faß zu, es sind der Schätze noch bessere in der Grube!“ Und nochmals faßte der Graf in den Kasten und holte ein zerbrochenes Wappenschild und ein kurzes breites Schwert mit langem Griff hervor. Da jubelte der Tolle laut auf und entriß ihm das Schwert und schwang es wild empor. Der Graf aber starrte auf das Wappenschild, dessen Zeichen ihm nicht unbekannt waren. „Allmächtiger Gott, wer seid Ihr? sprecht es aus mit einem Wort das gräßliche Geheimniß!“

„Hast Du nicht gehört in Deinem Grabe von dem untreuen Diener, Philipp von Manderscheid?“ hohnlachte der Wahnwitzige. „Kennst Du den Namen nicht von dem Ankläger Jener dort, der sie verdarb mit falschem Zeugniß und bitterm Haß, nachdem er Gutes empfangen aus Ihrer Hand? Kennst Du den Namen nicht, über den die Hölle sich freut und der Himmel sich verfinstert?“

„Wenzel von Knip . . .“ stöhnte aus keuchender Brust der Graf, aber mit wildem Schrei unterbrach ihn der Alte. „Nenne ihn nicht, nenne ihn nicht den verfluchten Namen!

Todt und begraben ist er und ausgelöscht aus dem Reich der Lebendigen, seit seinen Träger das Gewissen von hinnen trieb in andre Lande und weite Ferne. Der zurückgekehrt ist aus dem Land Italien, nachdem er gebeichtet und bereut hat seine Schuld zu den Füßen des heiligen Vaters, ist ein Anderer, und todt und verflucht ist der Name. Aber ein besserer Freund ist ihm geblieben, ein Freund von Stahl und Eisen mit rothen Zeichen der Erinnerung! Schaust Du die Flecken auf der glänzenden Klinge, Gräflein? Rost sind die Flecken, und der Rost ist Blut, und scharf ist die Schneide, und ich bin der falsche Diener und mein ist das Henkersschwert!" Und mit wilder wahnsinniger Kraft schwang er es hoch in die Luft, daß es funkelte und leuchtete im Feuer der Blitze.

„Haltet ein! Erbarmen!" stöhnte der Graf und hüllte das Antlitz vernichtet in das vermoderte blutige Tuch. „Erbarmen willst Du," schrie hohnlachend der Tolle. „Hab ich Erbarmen gehabt mit jener Heiligen? Vermählen will ich Dich mit Deiner hohen Braut, mein Gräflein! Rost ist am Eisen, und bleich ist das Blut! Aber roth muß es sein, sprudelnd und roth wie Fürstenpurpur! Heissa, Philipp von Manderscheid, eile zur Braut, die ich Dir gestohlen habe!"

Und mit gewaltigem Schlage nieder sauste das Schwert, und weithin in das Gemach rollte das Haupt des Grafen, und aus hundert Quellen sprudelte roth sein Blut. —

Ein Schrei erklang und mischte sich mit den Donnern des Himmels, herzzerreißend, herzzerschneidend. In der Thür des Gemachs stand Giacoma, die bleiche Braut, und starrte auf die Leiche. Das blutige Schwert vor sich streckend taumelte der Wahnwitzige auf sie zu. „Bist Du da, Jakobea,

bist Du da, um den Bräutigam zu holen? Hierher schöne Herzogin! roth ist das Blut und roth ist das Brautbett! Her zu ihm, stolze Jacobea!"

Da erdröhnte ein gewaltiger Knall und machte die Grundfesten der Erde beben. Wie tausend Flammen zuckte es durch die Luft und die Mauern wankten und borsten und brachen zusammen, und der Boden zitterte unter den Füßen, und Flammen stürzten über die Häuser. Als würde die Erde zu einem mächtigen Vulkan und spiee die Stadt gegen den donnernden Himmel, so flog und borst und krachte Alles auseinander, und die stärksten Mauern wichen wie Blätter im Windhauch, und mächtige Quadern und Balken flogen wie Spreu durch die Luft. Ueber die Trümmer her schlug im Nu riesig die Flamme, und leckte und schnob an den stehen gebliebenen Mauern und vollendete das entsetzliche Unglück.

Der Pulverthurm war in die Luft geflogen, Hauptmann Katterbach hatte seine Absicht erfüllt, und eine entsetzliche Fackel angezündet zu der blutigen Hochzeit!

Auch die starken Mauern des Hauses Meister Leonards waren geborsten und wankten erschüttert in den Grundfesten, und überall schlugen bereits die Flammen empor zur mächtigen Feuersbrunst. Durch den Dampf und die Gluth aber brach sich ein Mann Bahn, halb entkleidet, triefend von Wasser, bis zum Gemach, darin das Entsetzliche sich begeben. Ein Blick zeigte ihm, was geschehen. Ueber dem hauptlosen Leichnam seines Freundes lag der wahnsinnige Greis, das verhängnißvolle Richtschwert noch in der Faust, blutend im Todesröcheln. Das Bild der Herzogin war von der berstenden Wand gestürzt und rächend, nach der ewigen Fügung

Gottes, hatte der schwere Eichenrahmen das Haupt des Greises getroffen. Rauch und Flammen füllten das Gemach. Mit der Kraft der Verzweiflung erfaßte Albert Monheim, der Eingedrungene, den Körper der Geliebten, die bewußtlos am Boden lag, und trug sie auf seinen Armen hinaus durch die züngelnden Flammen und brechenden Mauern. Staunend sah alles Volk, das entsetzt auf die Straße stürzte und den Untergang der Welt nahe wähnte, den bleichen Verbannten mit seiner schönen Last. Versengt war sein Haar, Brandschäden und Wunden bedeckten seine Glieder, er achtete sie nicht. Ueber Trümmer und Schutt schreitend, trug er die schwere Last bis zur Pforte der Kirche und legte sie auf die Stufen nieder, wo sie Frau Käthe, die sich aus dem Hause gerettet, weinend empfing. Einen Kuß drückte er noch auf die bleiche, schöne Stirn, und sah sie lange und schmerzlich an! dann wandte er sich und verschwand ungehindert in der herbeiströmenden Volksmenge. —

Das geschehene Unglück durch das Auffliegen des Pulverthurms war entsetzlich. Ueber 50 Häuser waren gänzlich zerstört, fast alle naheliegenden, sammt dem Schloß und der Pfarrkirche zu St. Lambertus selbst bedeutend beschädigt. In letzterer war die nördliche Mauer in breitem Spalt geborsten, der Thurm brannte. Das Entsetzen der Bewohner der Stadt war unbeschreiblich. Ueber hundert Personen hatten ihr Leben eingebüßt, und ihre verstümmelten Körper wurden zerstreut gefunden oder unter den Trümmern verbrannt hervorgezogen. Ein Chronist erzählt, daß eine Kanone von der Gewalt des Pulvers bis über den Rhein geschleudert worden sei. Nur mit Mühe wurde die entstandene große Feuersbrunst gedämpft. —

Von dem Thäter selbst hat man nie wieder gehört. Eine Strecke unterhalb der Stadt fand man einen zertrümmerten Nachen ans Land geworfen. Die eigne Unthat hatte den fliehenden Bösewicht vernichtet. — Dem Anschein und der Meinung des Volkes nach hatte der Blitz in den Thurm geschlagen und so das Feuer des Himmels selbst die Vernichtung herbeigeführt.

---

Zwanzig Jahre waren verstrichen seit jener unheilschwangern Nacht. Der schwere Krieg, welcher damals Deutschlands Fluren verwüstete, war geendet; in der Fürstengruft der Jesuitenkirche ruhte seit Jahresfrist der Pfalzgraf Herzog, und sein Sohn Philipp Wilhelm führte mit milder Hand das Regiment. Nachdem 1651 noch einmal der Zwist wegen Religionsangelegenheiten zum offenen Kampfe entbrannt war, hatten sich die Fürsten auf dem Feld zu Angerort vereinigt, einen Waffenstillstand abgeschlossen und dann neue Verhandlungen eröffnet zur endlichen Beseitigung der Erbfolgestreitigkeiten. — An einem schönen Sommernachmittag des Jahres 1654 zog mit stattlichem Gefolge ein brandenburgischer Abgesandter in die Stadt, es war der Geheime Rath Doctor Albert Monheim, ein Vertrauter und Günstling des Churfürsten, ein überall hochgeehrter Mann. Ernst und schwer schaute das Auge des Mannes, als er die Vaterstadt wieder betrat, er der Verbannte, nun reich und geehrt, der Abgesandte eines mächtigen Fürsten, und tief bewegt war seine Seele, als er jene Plätze und Stätten wiedersah, an die sich so schwere Erinnerungen seiner Jugend knüpften.

Vieles war anders geworden in der Stadt, er wußte es, denn jede Kunde aus der Heimath war ihm theuer gewesen. An der Stelle des Pulverthurms hob sich jetzt ein stattliches Gebäude, die Kirche und das Kloster der Karmelitessen. Ein Fräulein von Knippenburg, so nannte sie sich, die früher zu Cöln im Kloster dieses Ordens still gelebt in strengen Religionsübungen, und von deren Frömmigkeit der Ruf das Volk begeisterte, hatte im Jahre 1640 die Erlaubniß erhalten, auf dieser besonders von ihr erwählten Stelle ein Kloster zu stiften, wozu sie ihr eigenes bedeutendes Vermögen verwandte und reiche Gaben aus Nah und Fern von frommen Menschen erhielt.

Von Meister Leonards Wohnung hatten die Flammen und Menschenhände, nachdem man aus der Asche nur zwei verkohlte unkenntliche Leichname gegraben, jede Spur längst vertilgt, und ein bedeckter Mauergang, von Herzog Wolfgang erbaut, zog sich jetzt am Rheinufer entlang. Aber noch immer und lange nachher hieß jene einsame Stelle im Volke noch das todte Haus, und unheimliche Gerüchte gingen umher von der Stätte. —

Es war zu einer traurigen Zeit für die Stadt, als Herr Monheim in dieselbe kam. Nachdem lange und böse Seuchen das Land heimgesucht, führte die mißrathene Erndte des vergangenen Jahres und eine Ueberschwemmung des Rheines eine Hungersnoth herbei, und großes Elend war unter den Bewohnern. Selbst das Nöthigste fehlte. Auch die frommen Nonnen des Karmelitessenstiftes litten seit drei Tagen an Allem Mangel, nachdem sie, was sie hatten, redlich mit den Armen getheilt, und selbst die dürftigste Nahrung war seitdem nicht mehr über ihre Lippen gekommen. Da befahl

die Oberin, die Glocke des Klosters zu läuten, als Hülferuf für ihre Noth, und ließ die Pforten der Kirche öffnen und setzte sich selbst an den Eingang, um rettende Gaben von milden Seelen zu empfangen. Viel des gläubigen Volkes drängte sich heran und betete mit der frommen Frau, aber seine eigne Noth war zu groß, und nur kärgliche, seltene Spenden wurden niedergelegt. So saß sie vom Mittag bis zum Abend, bleich und trauernd, und über ihr läutete die Glocke vergeblich um Rettung und Hülfe. Da drängte sich im Dämmerschein des Abends ein hoher Mann durch den Kreis der Betenden, das Gesicht verborgen unter dem Federhut und in den Falten des Mantels. Hinter ihm drein aber schritten zwei Diener mit schweren Körben, darinnen lagen Brod und stärkende Lebensmittel. Schweigend betrachtete der Fremde lange die bleiche Nonne, und aus dem abgehärmten, blassen Gesicht sprachen ihn schwer veränderte, aber geliebte, nie vergessene Züge an. Der Liebestraum seiner Jugend bewegte ihm das Herz, und führte die Thränen in sein männliches Auge. Tiefer und unkenntlicher hüllte er sich ein, dann trat er näher und legte einen schweren Beutel voll blinkenden Goldes in die Hand der Oberin, und vor sie nieder stellten die Diener die beladenen Körbe. Albert Monheim aber, der Retter in der Noth, kniete nieder vor der frommen Frau, und bat leise um ihren Segen. Und als sie die Hände empor hob zum Gotteshimmel, dankend für das erhörte Gebet und die Rettung ihrer Schwestern, und sie dann legte auf das Haupt des Knieenden, segnend den unverhofften Wohlthäter, da durchzuckte es wie bitteres Weh und Himmelsfreude des Mannes Herz, und er erfaßte die bleiche magere Rechte und drückte einen heißen, thränenbe-

netzten Kuß, den letzten im Leben, auf die Hand Giacoma d'Origlias! —

Als die Nonne ihm in Worten danken wollte, war der Retter verschwunden. Zwei Tage darauf führte ein Schiff, von unbekanntem Geber gesandt, eine reiche Ladung von Lebensmitteln dem Kloster zu.

---

Zweihundert Jahre sind verflossen; was der kühne Lochausen auf dem Marktplatz ahnend gesprochen, ehe sein Haupt fiel, ist in Erfüllung gegangen. In Trümmern liegt die stolze Fürstenburg, in der einst die hohe Frau gelitten, in der Philipp von Geroldstein ihr warnendes Bild geschaut. Unter dem Fittich des schwarzen Aars prangt und blüht die Stadt, die schwarz und weißen Farben schmücken ihre Wahrzeichen, und ein edles Fürstenpaar aus jenem hohen Geschlecht wohnt ohne Mauern und Gräben als die Ersten der Bürger unter den Bürgern! Eiserne Rosse und dampfende Riesenboote ziehen auf Strom und Wegen, die Kinder einer andern Zeit. Andere Stätten, andere Geschlechter sind gekommen, die Erinnerung an jene Zeit ist erloschen; wohl lebt das Andenken an die unglückliche Fürstin noch in den Herzen der Bewohner, aber Philipp von Geroldsteins und Giacoma d'Origlias Schicksal fällt keine Thräne mehr! Nur was der Glaube gebaut, und die fromme Sühne: das Kloster der Karmelitessen, steht fest und ernst und mahnt den Kundigen an ein gebrochenes Herz!

Die Poesie allein öffnet die Grabespforten der Vergangenheit und belebt die steinernen Trümmer mit einstigem Farbenglanz und den Gestalten der längst vergessenen Todten.

Staatsbibliothek Bamberg

weeten Ruß, der letzten im Leben, auf die Hand [illegible] d'Orglande!

Als die Nonne ihm in Worten danken wollte, war [illegible] Kerker verschwunden. Aber Tags darauf führte ein [illegible] vom unbekannten Geber gesandt, eine reiche Sendung von Lebensmitteln dem Kloster zu.

---

[illegible] Jahre sind verflossen, und der [illegible] [illegible] auf dem Marktplatz [illegible] [illegible], [illegible] ist in Erinnerung geblieben. In Erinnerung liegt die holde Nachfolgerin, [illegible] [illegible] [illegible] in der [illegible] [illegible] [illegible] Zelle geschaut. Unter dem Munde [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die Greifen der [illegible] unter den [illegible]! [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Strom und [illegible], die [illegible] einer anderen Zeit. [illegible] [illegible], andere [illegible] sind ge[illegible] [illegible] die Erinnerung an jene Zeit ist [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] noch in der [illegible] der [illegible], aber [illegible] von [illegible] [illegible] [illegible] d'Orglandes Schicksal [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und die fromme [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an ein [illegible] [illegible].

Die [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] der [illegible] [illegible] und [illegible] der [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] und der [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Retcliffe, John,

Das todte Haus Novelle

Düsseldorf 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.o.17-aas#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718432-9